Nr. 10 Juni 2012

Vossische Nachrichten

Mitteilungen der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V.

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

nach längerer Pause liegt nun die zehnte Ausgabe unserer Zeitschrift vor Ihnen – ob es ein gutes Ding ist, das so viel Weile hatte, bleibt wie immer Ihrer geneigten Beurteilung überlassen.

Im Anschluss an die *Nachrichten*, die einen knappen Überblick über die wichtigsten Aktivitäten unserer Gesellschaft wie auch der Voß-Forschung geben, beginnen wir unser Heft mit einem Beitrag von Henry A. Smith. Er ediert und kommentiert die Briefe, die den Eutin-Besuch von Johann Heinrich und Ernestine Voß im Jahr 1817 beleuchten. Es folgt die schon etwas ältere, aber wenig bekannte und sehr lesenswerte Untersuchung Helmut Glaglas zum Verhältnis der Vossischen niederdeutschen Idyllen zum (vor allem hamburgischen) plattdeutschen Drehorgellied. Klaus Kürzdörfer hatte sich im Mai 2010 im Begleitprogramm zur Eutiner Stolberg-Ausstellung mit Friedrich Leopold Stolbergs Konversion zum Katholizismus auseinandergesetzt und die Aktualität dieses Aufsehen erregenden Schrittes untersucht – wir freuen uns, die Druckfassung seines Vortrags präsentieren zu können.

Es folgen zwei biografische Untersuchungen: Martin Grieger folgt den Spuren des unbekannten, durch sein abenteuerliches Leben und einige subtile Voß-Bezüge hochinteressanten Liedkomponisten Heinrich Christian Schnoor und Jörg-Ulrich Fechner berichtet über die Verbindungen zwischen Voß und dem 34 Jahre jüngeren Philologen Friedrich Gottlieb Welcker. In zwei Miszellen informieren dann Manfred von Stosch über Vossens Gedicht *Selma* und Walter Hettche über die Geschichte von Höltys Exemplar des *Asmus omnia sua secum portans* von Matthias Claudius. Nach einem Bericht über die beiden Eutiner Editionstagungen von 2009 und 2011 folgen wie gewohnt die Rezensionen und Vossilien, den Abschluss bildet wiederum ein Voß-Gedicht – diesmal eines aus dem unser Titelblatt zierenden Vossischen *Musenalmanach für 1777.*

Aus Platzgründen in dieser Nummer leider nicht enthalten ist die Fortsetzung der Voß-Bibliografie *Voß in Print* – sie wird in der nächsten, so schnell wie möglich folgenden Nummer nachgeholt.

Die Redaktion

Inhalt

Nachrichten 2
Henry A. Smith: Briefe zum Besuch von Johann Heinrich und Ernestine Voß in Eutin 1817 5
Helmut Glagla: Die niederdeutschen Idyllen von Johann Heinrich Voß und das plattdeutsche Drehorgellied 22
Klaus Kürzdörfer: Zur Aktualität der Konversion Graf Stolbergs 31
Martin Grieger: „Hoch vom Olymp ward uns die Freude". Spuren des Holsteiner Liedkomponisten Heinrich Christian Schnoor 45
Jörg-Ulrich Fechner: Welcker bei Voß. Vergessene Zeugnisse über Begegnungen zweier Zeitgenossen 73
Manfred von Stosch: Selma 79
Walter Hettche: Höltys *Asmus* 83
Frank Baudach, Dirk Hempel, Paul Kahl: Brief - Kultur - Edition. Bericht von den editionsphilologischen Arbeitstagungen in Eutin 2009 und 2011 88
Rezensionen und Anzeigen 93
Vossilien 107
Abbildungsnachweis, Impressum 113
Johann Heinrich Voß: Der Sklave 114

Nachrichten

Veranstaltungen der Voß-Gesellschaft 2008-2012

Zu den Traditionsveranstaltungen unserer Gesellschaft gehören die alljährlich um den 20. Februar im Otterndorfer Voß-Haus stattfindenden nachmittäglichen Geburtstagsfeiern. Am 22.2.2009, 21.2.2010 und 20.2.2011 wurden so der 258., 259. und 260. Geburtstag unseres Namensgebers mit Lesungen aus seinen Werken und Musikbeiträgen gefeiert. Im Mittelpunkt der von den beiden Leiterinnen des städtischen Johann-Heinrich-Voß-Literaturmuseums, Anne Feldmann und Dr. Kerstin Gräfin von Schwerin, organisierten Nachmittagsveranstaltungen standen Vossens Idyllen, die Ess- und Trinksitten der Antike sowie ein Spaziergang mit Johann Heinrich und Ernestine Voß durch Otterndorf. Wiederholt wurden diese Geburtstagsveranstaltungen in den stets im August stattfindenden *Otterndorfer Museumsnächten*.

Jahreshauptversammlungen hielt die Voß-Gesellschaft am 11. Oktober 2008 in der Neuen Burg Penzlin, am 4. September 2010 im Voß-Haus Otterndorf sowie am 26. September 2009 und 24. September 2011 in der Eutiner Landesbibliothek ab. Organisatorische Veränderungen gab es bei den Vorstandswahlen 2009: Dr. Klaus-Dieter Hahn, der ehemalige Leiter des Ostholstein-Museums Eutin, schied auf eigenen Wunsch als Beisitzer aus dem Vorstand aus. Seine Nachfolgerin in der Museumsleitung, Frau Dr. Julia Hümme, wurde an seiner Stelle als Beisitzerin in unseren

Vorstand gewählt. Der neue Vorstand wurde 2011 im Amt bestätigt. Er besteht aus: Silke Gehring (Vorsitzende), Martin Grieger (stellvertretender Vorsitzender), Dr. Frank Baudach (Schriftführer), Hans-Wilhelm Hagen (Kassenführer), Hans-Volker Feldmann, Dr. Julia Hümme, Prof. Dr. Dieter Lohmeier, Johann Heinrich Voß, Prof. Dr. Axel E. Walter (Beisitzer).

Die traditionellen Abendvorträge im Anschluss an die Jahresversammlungen wurden in diesen Jahren stets von Mitgliedern unserer Gesellschaft bestritten. In Penzlin 2008 war dies Dr. Małgorzata Kubisiak (Łódz) mit einem Vortrag über *Vossens Bild der Antike am Beispiel der Übersetzungen von Vergils Bukolika*, 2009 in Eutin Dr. Henry A. Smith mit einem Lichtbildervortrag *Eutin - Heidelberg 1811. Briefe aus einem Krisenjahr der Napoleonzeit*, in Otterndorf 2010 unsere Vorsitzende Silke Gehring mit neuen Erkenntnissen zum Thema *Voß und die Neugriechen*, in Eutin 2011 schließlich Prof. Dr. Axel E. Walter (Klaipeda/Osnabrück), mit einem Vortrag über Ernestine Voß: *„Geistige Unterhaltung fordern wenige Männer von ihren Weibern" - Ernestine Voß im Porträt*. (Dieser Vortrag wird am 19. Juni 2012 im Otterndorfer Kranichhaus wiederholt.) – Der Jahresversammlung 2010 vorangegangen war außerdem die Präsentation eines vom Voß-Museum neu erworbenen Voß-Briefes (29.10.1781 an Johann Baptist von Alxinger) durch Hans-Volker Feldmann und Frank Baudach.

Weitere Vortragsveranstaltungen unserer Gesellschaft in der Eutiner Landesbibliothek: Gerhard Heufert sprach am 24. Februar 2009 über *Johannes Falk – Ein Weimarer Stern mit eigenem Licht*, am 13. Mai 2009 Dr. Reinhard Witte, der Direktor des Heinrich-Schliemann-Museums Ankershagen, zum Thema *Heinrich Schliemann – der alte und der neue Streit um sein Leben und Werk*, am 8. September 2011 Dr. Walter Hettche (München) über *Hölty in der Literatur*, am 27. Oktober 2011 Dr. Frank Baudach (Eutin) zum Thema *Kein Abschied in Eutin - Das Ende der Freundschaft zwischen Friedrich Leopold Graf zu Stolberg und Johann Heinrich Voß*. Der jüngste Vortrag wurde von dem Vorsitzenden der Claudius-Gesellschaft, Dr. Reinhard Görisch (Marburg) am 5. Juni 2012 gehalten: *Leben als Hauptberuf - ein Porträt des „Wandsbecker Boten" Matthias Claudius.*

Jahresübersichten aller Veranstaltungen zu Voß und seinem Umfeld – sowohl von unserer Gesellschaft als auch von anderen Veranstaltern – sind im Internet unter www.voss-gesellschaft.de/v-archiv abrufbar.

Stolberg-Ausstellung 2010

Die 2010 von der Eutiner Landesbibliothek und dem Gleimhaus Halberstadt erarbeitete und im Ostholstein-Museum Eutin (9.5.-27.6.), dem Gleimhaus (3.7.-19.8.) und dem Schloss Ahrensburg (16.9.-10.10.) gezeigte Ausstellung *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819) - Standesherr wider den Zeitgeist* wurde in Eutin von einem umfangreichen Veranstaltungsprogramm begleitet, das von der Voß-Gesellschaft und den Freunden der Eutiner Landesbibliothek organisiert wurde: Am 18. Mai 2010 hielt

Dr. Dirk Hempel (Hamburg) in der Eutiner Landesbibliothek einen einführenden Vortrag mit dem Titel *Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg (1750-1819) – Dichter, Staatsmann, Konvertit*. Am 26. Mai folgte am gleichen Ort Prof. Dr. Klaus Kürzdörfer (Kiel) mit einem Vortrag *Zur Aktualität der Konversion Stolbergs* (vgl. in diesem Heft unten S. 31-44). Am 6. Juni fand im Jagdschlösschen am Ukleisee (Eutin-Sielbeck) ein Konzertabend *Stolberg-Lieder und Oden in Vertonungen von Schubert, Reichardt und anderen* mit Martina Döhring (Sopran), H.-P. Nauk (Piano) und Martin Karl-Wagner (Moderation und Rezitation) statt. Prof. Hans-Jochim Schmidt (Schwerin) schließlich las am 22. Juni im Eutiner Ostholstein-Museum aus *Homers Ilias, verdeutscht von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.*

Voß-Preise

Der vom Land Hessen finanzierte und jährlich im Frühjahr von der Darmstädter *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* vergebene *Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung* wurde 2009 und 2010 den Übersetzerinnen Susanne Lange und Zsuzsanna Gahse, 2011 dem Shakespeare-Übersetzer Frank Günther verliehen. In diesem Jahr erhielt ihn Gabriele Leupold. – Preisträger des alle drei Jahre in Otterndorf verliehenen *Johann-Heinrich-Voß-Preises für Literatur* war 2006 die Dichterin Sarah Kirsch, 2009 der frühere Bundesaußenminister Hans-Dietrich Genscher, 2012 der Regisseur und Intendant Jürgen Flimm. – Die *Voß-Ehrung* der Stadt Penzlin erhielt 2008 der Männerchor Penzlin 1907 e.V., 2009 der Penzliner Frauenchor, 2010 der Förderverein Alte Burg Penzlin. Im Jahr 2011 wurde der Regionalhistoriker und ehemalige Bürgermeister von Alt Rehse, Dr. Wolfgang Köpp, geehrt.

Voß-Tagung Berlin 2010

Am 15./16. Juli 2010 veranstaltete der Sonderforschungsbereich 644 „Transformationen der Antike" der Humboldt-Universität Berlin eine Tagung mit dem Thema *Voß' Übersetzungssprache – Voraussetzungen, Kontexte, Folgen.* Die Referenten und Referentinnen waren: Günter Häntzschel (München): *Homer im Wohnzimmer. Das bürgerlich-idyllische Epos im 19. Jahrhundert* - Frank Baudach (Eutin): *Klassizist und Klassiker. Zum Verhältnis von Voß und Goethe* - Enrica Fantino (Berlin): *„Je näher ihm, desto vortrefflicher". Die Genese Voß'scher Übersetzungssprache von den Anfängen bis zur Übertragung Homers* - Lars Korten (Berlin): *Tonkunst und Zeitmaß. Zur Metrik Johann Heinrich Voß'* - Clémence Couturier-Heinrich (Amiens): *Autorität und Konkurrenz. Zur Reaktion von Goethe und Schiller auf Vossens Hexameterlehre und -praxis* - Anne Baillot (Berlin): *Shakespeare und die alten Tragiker im Briefwechsel Heinrich Voß' mit Karl Solger und Rudolf Abeken* - Christine Roger (Amiens): *Der deutsche und der fremde Shakespeare. Die Voß'sche Shakespeare-Übersetzung im Kontext ihrer Zeit* - Josefine Kitzbichler (Berlin): *Homer-Übersetzungen nach Voß. Zur Auseinandersetzung mit Voß'scher Sprache im 19. und 20. Jahrhundert.* – Die Publikation eines Tagungsbandes befindet sich in Vorbereitung.

Briefe zum Besuch von Johann Heinrich und Ernestine Voß in Eutin 1817

von Henry A. Smith

Welcher Voß-Freund wüsste nicht gern mehr über die letzte Reise von Johann Heinrich und Ernestine nach Eutin? Die Erinnerung an ihre frühere holsteinische Heimat, die eine so zentrale Rolle gespielt hatte, bewahrte die Familie Voß ein Leben lang wie ein kleines Heiligtum. Wie schön wäre es deshalb zu wissen, wie sie das – nun veränderte – Eutin nach 15 Jahren wirklich erlebt haben. Und wie sind sie von ihren ehemaligen Nachbarn wieder empfangen worden?[1] Bisher konnte man sich über die Reise lediglich aus einem einzigen Absatz in der großen Biographie von Wilhelm Herbst informieren.[2] Herbst hätte allerdings mehr darüber berichten können, weil ihm offenbar mindestens einer der Briefe vorlag, die an dieser Stelle erstmalig und vollständig veröffentlicht werden können. Es sind zwei Briefe von Ernestine Voß an ihre Söhne Hans, Heinrich und Abraham, die recht ausführlich die Erlebnisse des Ehepaars bei dem Besuch ihrer alten Heimat wiedergeben.[3] Als Ergänzung dieses „Brieftagebuchs" sind zwei kleine Mitteilungen der Augenzeugin Henriette Hellwag an ihren Sohn angeschlossen sowie ein Auszug aus Ernestines Aufzeichnungen „über die Beziehungen der Familie Voß zu Schiller und Goethe".

Zum Verlauf der Reise kann man nach heutigem Forschungsstand Folgendes berichten: Geplant war von Anfang an eine ausgedehnte Reise. Am 1. Mai 1817 schrieb Heinrich Voß an Barthold Georg Niebuhr über

> die große Reise [...] zu der so eben der Wagen gekauft ist. Die Eltern reisen über Göttingen nach Ohsen;[4] von dort über Izehoe, wo der alte Scheel[5] ihrer mit Sehnsuch harrt, nach Eutin, Kiel, Rendsburg. Wie viel sie von Dithmarschen sehen werden, ist noch ungewiß, auf jeden Fall die Tante Piehl[6] und ihre Schwester Christiane. Aber der Ort Meldorf würde

1 Der übelwollende Friedrich August Wolf – einst Voß-Freund und später dessen Feind – will eine starke Antipathie gegen Voß in Eutin festgestellt haben: „Auf einer Badereise im Sommer 1818 weilte Wolf kurz in Eutin, wo er Tischbein traf. Dieser erzählte ihm, Voß sei aus Eutin ‚nicht vom Ostwinde weggejagt [...] sondern von einem ziemlich allgemeinen Haße, den er sich dort zuzog.'" Friedrich August Wolf. Ein Leben in Briefen. Hg. von Siegfried Reiter. Stuttgart 1935. Bd. II, S. 260). Diese Feststellung passt aber kaum zu den folgenden brieflichen Äußerungen.

2 Und das nur ungenau. Herbst schreibt z.B.: „Nur ein Haus fand sich, in dem noch alle alten Besitzer lebten." (Wilhem Herbst: Johann Heinrich Voss. Bd. II/2, Leipzig 1876, S. 145f.) Gemeint ist das Hellwag-Haus, aber zwischen Hellwags und dem Rektorhaus wohnte 1817 – genau wie 1795 – die Familie des Amtsverwalters Christian Specht. Zahlreiche ähnliche Beispiele wären – in einer Stadt von beinahe 3000 Seelen nicht verwunderlich! – noch zu nennen.

3 Im Folgenden abgedruckt mit freundlicher Genehmigung der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek Kiel (SHLB). Die Briefe befinden sich dort in der Sammlung Boie-Voß, Cb 4.43:41+42.

4 Bei Hameln, Wohnort von Eberhard v. Grävemeyer und seiner Frau Marie, geb. von Hugo. Ernestines verwitwete Schwägerin Sara Boie geb. von Hugo wohnte damals dort bei ihrer Schwester.

5 Der Advokat Paul Scheel (1744-1831).

6 Anna Cäcilie Piehl, Witwe von Ernestines Vetter Hinrich Christian Piehl (1751-1814), Landesbevollmächtiger in Brunsbüttel.

> meine Eltern mit Wehmut erfüllen; und da hoffen wir, Christiane soll nach Brunsbüttel kommen. Dann geht die Reise nach Neubrandenburg, Berlin, Jena, Rudolstadt. Sie wird drei Monate dauern, und wohl noch länger.[7]

Tatsächlich dauerte die Reise fast vier Monate, doch die Stationen waren andere. Der Abfahrtstag war für die dritte Juniwoche vorbestimmt, wie Ernestine an den Lübecker Freund Overbeck schrieb:

> Den 18-19 reisen wir ab. Bleiben erstlich einen Tag in Frankfurt, 3 Tage in Göttingen[,] 5-6 in Bschw. In Braunschweig nur so lange daß Geschäft[8] dauert, und dann eilen wir in eure Arme.[9]

Ein Brief an Hans Voß vom 24. Juni aus Frankfurt lässt aber vermuten, dass die Abreise etwas später stattfand. Am 29. Juni meldete sich Ernestine aus Göttingen und am 12. und 13. Juli aus Braunschweig. Dass ein Abstecher nach Ohsen tatsächlich gemacht wurde, beweist ein späterer Brief Ernestines an Paul von Nicolay.[10] Von Lübeck, der letzten Station, schrieb Ernestine am 21. Juli schließlich an Christian Hieronymus Esmarch.

In Eutin langten die Reisenden dann endlich am 23. Juli 1817 an und verbrachten dort insgesamt 19 Tage. Geplante Besuche in Dithmarschen, Kiel und Rendsburg mussten aus gesundheitlichen Gründen entfallen, vor allem weil Ernestine zunehmend fußlahm geworden war (vgl. unten Henriette Hellwags Bemerkung, dass Ernestine die Treppe zum ersten Stock nicht bewältigen konnte). So war das Ehepaar Voß dankbar, nach der Abreise aus Eutin am 11. August eine fünfwöchige Erholungspause bei Overbecks in Lübeck und Krempelsdorf genießen zu können. Während dieses Aufenthalts aber machte Johann Heinrich eine kurze Rückreise nach Eutin, wo er mit Tischbein und dem Herzog Peter Friedrich Ludwig zusammentraf.

Am 19. September verließen die Vossens Lübeck und reisten über Ratzeburg, Büchen, Lüneburg, Ebstorf, Celle, Braunschweig, Halle, Leipzig und Jena nach Rudolstadt, wo sie ein Wiedersehen mit Sohn Abraham, dessen Frau und ihren nunmehr drei Enkelkindern feierten.[11] Am 16. Oktober 1817 kehrten die Reisenden dann endlich wieder nach Heidelberg zurück.

7 Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin. 1895. Briefe aus B. G. Niebuhrs Nachlass. 2. Berlin [1895], S. 52f.

8 Mit dem Verleger Vieweg.

9 Ernestine Voß an Christian Adolf Overbeck, Heidelberg ca. Anfang Juni 1817. Stadtbibliothek Lübeck, Br. O-V, 67. Undatiert („Sommer 1817")

10 28. August 1819: „Vor zwey Jahren wandten wir den Sommer dazu an, unser Liebes Eutin wieder zu sehen, und besuchten auf dem Hin- und Rückwege manchen alten Freund und Bekannten, auch Tante Boie, die damals in Ohsen bei Hameln, jezt in Bükeburg mit ihrer Schwester, die auch Witwe ist, wohnt." Finnische Nationalbibliothek, Helsinki. Monrepos-Sammlung. Mikrofilm Mf. Mf. 835.

11 Angaben zur Reiseroute mit vielen Details sind weiteren Briefen aus dieser Zeit an Overbecks (Stadtbibliothek Lübeck), Hans Voß (SHLB Kiel) und Abraham Voß (Eutiner Landesbibliothek) zu entnehmen.

Blick über den Eutiner Marktplatz die Königstraße hinunter zum Haus 192 (Pfeil). Foto vor 1874.

Brief 1 Ernestine Voß an ihre Söhne Hans, Abraham und Heinrich, Eutin 29.7.1817

Eutin den 29 Jul. 1817 [Dienstag]

Ihr werdet so begierig sein von hier aus einen Brief zu lesen, als ich bin einen zu schreiben. Also nehmt daß freudige Wort: es geht uns hier von ganzer Seele wohl. Mittewoch[12] um zwey Uhr kamen wir hier an. Was wir so sehnlich hofften und wünschten[,] Wilhelm noch irgendwo unterwegs zu treffen, ward nicht erfüllt. Aber an seiner Hausthüre sahen wir ihn schon in der Ferne, von Frau und Kindern umgeben stehn.[13] Er war sehr gerührt als er mich aus dem Wagen hob, aber in so gehörigem Maaß, daß auch wir von ganzer Seele gerührt wurden. In allen seinen Worten und Handlungen zeigt er uns kindliche Aufmerksamkeit, Liebe und Theilnahme, so daß

12 Den 23. Juli 1817.

13 Wilhelm Voß wohnte – erst seit einem Tag! – in dem neuen Haus der Familie Nr. 192 (heute: Am Rosengarten 4), das ironischerweise früher dem Erzfeind des Vaters, Justizrat Jakob Hugo Eschen, gehört hatte. Ernestine konnte ihren wartenden Sohn vor dem Haus erblicken, weil der Fahrweg von der Lübecker Straße quer über den Marktplatz und die Königstraße hinunter führte. Der Haushalt des Eutiner Voß-Sohnes bestand damals aus sieben Personen: Dr. Wilhelm Voß (36 Jahre alt), seine Frau Charlotte, geb. Bach (36), seine Schwiegermutter, die verwitwete Frau Leibmedikus Elisabeth Bach (79), seine unverheiratete Schwägerin Friederica Bach (42) und seine drei Kinder Ernestine (6), Ferdinand (3) und Alexander Friedrich (1½).

wir uns gründlich wohl fühlen, ob gleich dieses Wohlgefühl immer mit etwas Wehmuth vermischt ist. Er scheint, als wenn er das Gefühl hat, so wie wir es bestimmt hatten, von allem was hinter uns liegt nicht zu reden. Es ist auch zu schwer auf beyden seiten. Wir wollen uns freudig zu der Hofnung heben, daß der bleibende Eindruck des vorgefallnen wohlthätig auf Wilhelms ganzes Leben wirken wird.[14] Geliebt und geachtet ist er hier in einem sehr hohen Grade. Verändert im Äußern habe ich ihn wenig gefunden. Lotte ist sehr aufmerksam und freundlich gegen uns, und hat eine heitre etwas phlegmatische Natur, zur Herzlichkeit kömmt man glaube ich schwer mit ihr. Die alte Mutter ist wohl etwas schwach, aber sehr lebendig und herzlich. Die Kinder sind allerliebst, voll Kraft Leben und körperlicher Schönheit, aber ganz der Natur überlassen, die weil sie kräftig ist, auch wilde Ausbrüche hervorbringt, wodurch selbst die Eltern geplagt werden. Auf des Vaters Wort merken sie etwas, doch versteht das sehr gescheute Mädchen schon sehr den Vater zu lenken. Mit Ernestinen und den[15] Kleinen sind wir beyde schon recht bekannt, aber der Ferdinand läßt sich noch von keinen von uns berühren. Tags vor unsrer Ankunft waren sie erst im neuen Hause eingezogen, und die Mutter noch in Malent um ihr das Umziehen aus dem alten Hause zu ersparen,[16] sie kam aber schon den ersten Abend unsers Hierseins zurück, und es gefällt ihr so wohl hier, daß sie durch uns nichts von Sehnsucht nach den alten gewohnten fühlt. Die neue Wohnung ist geräumig und bequem, und hat in der Einrichtung keiner Veränderung bedurft, nur ein wenig zur Verschönerung, als neue Fenster Tapeten u.s.w. Die alte Scheun ist abgebrochen, weil sie nicht gut mehr stehen konnte, und dafür ein kleinerer Holzstall mit Rollkammer gebaut. Der Garten dadurch etwas vergrößert, dieser ist nicht klein, und kann mit wenig nach hülfe sehr gut werden. Wir gelangten bald zum stillen ruhigen Gespräch, wobey ich mich von der Reise in der Hitze recht bald erholte. Schreiben läßt sich hier nicht eigentlich, denn es giebt keine Ruhe. Wirklich werden wir mit so viel Liebe und Aufmerksamkeit überhäuft daß es – Hier kam wieder eine Unterbrechung, und ich gebe es auf mein bester Hans, (denn für dich sollte ein umständliches Tagebuch eigentlich bestimmt sein) ordentlich Bericht von uns zu geben, ich will es machen wie Abraham und in Heidelberg nachholen. Wilhelm unterbricht mich am öftersten [sic] wenn ich eine Minute gehofft zu haben glaube. Also nicht einmal einen Abriß von unserm Leben kann ich euch geben. Weiter als Eutin gehen wir nicht, und bis Mitte künftiger Woche

14 Wilhelms peinliche Verfehlung war vermutlich finanzieller Natur. Als Arzt mit mehreren Eutiner Konkurrenten befand er sich in chronischer Geldverlegenheit. Seine Aufgabe, die Raten der Oldenburger Pension seines Vaters regelmäßig nach Heidelberg zu überweisen, hat er nicht immer zuverlässig erledigt. In einem Brief an Henriette Hellwag vom 10. Januar 1813 klagt Ernestine über Geldnot, da die Pension ausgeblieben war und Wilhelm auf ihre Briefe nicht antwortete. Hat er vielleicht das Geld unterschlagen?

15 = „dem". Ernestine gebraucht sehr häufig Akkusativ- statt Dativformen.

16 Frau Leibmedikus Bach hatte am 2. Juli 1817 ihr altes Haus (Nr. 228 = Stolbergstraße 11) verkauft und ungefähr gleichzeitig das Haus Nr. 192 (= Am Rosengarten 4) erworben, in dem sie dann zusammen mit ihren beiden Töchtern, Enkelkindern und dem Schwiegersohn Wilhelm Voß lebte. Wilhelm hatte, nach zwei Jungesellenwohnungen, 1810-1814 als Familienvater das Haus 46 (Lübecker Straße 24) und 1814-1817 das Haus 247 (Stolbergstraße, ungefähr am Standort der heutigen Kreisbibliothek) bewohnt.

Haus 192 (Am Rosengarten 4) in einem Foto vom Ende der 1930er Jahre, kurz bevor der griechische Hausgiebel (entstanden um die Mitte des 19. Jahrhunderts nach dem Auszug der Witwe des Wilhelm Voß) hinter einem Vorbau verschwand

bleiben wir bestimt hier. Die kleinen Reisen in der Gegend haben wir gleich abgelehnt, bloß nach Malent wo wir sehr vergnügt waren. Gretchen Jessen[17] haben wir hier gefunden. Dore Hensler[18] wird wohl nicht kommen. Esmarch[19] zu sehn haben wir einige wiewohl nur schwache Hofnung. Gestern war Willers Jessen[20] mit seiner allerliebsten Familie hier und blieb über Mittag da. Papa ist jezt morgens bey Tischbein[21] der ihn mit Liebe und freude mahlen will, und ich soll gleich auch gehen um ihn Gesellschaft zu leisten. T. ist wahrhaft verliebt in Papa, und geht ihn nach wie ein Schäfer der Geliebten. Den ersten Abend als wir uns eben ins Bett legen wollten, brachten die Bürger der Hofbrauer Steffens[22] an der Spitze, eine sehr schöne Abend Musik, die mit einen dreymaligen Hoch endete. Dies rührte uns recht. Papa wird fast im unaufhörlichen Gespräch erhalten, von sieben Uhr Morgens, bis halb zwölf Abends, und er ist immer heiter und rüstig. Mir geht es auch ganz leidlich, nur ist nach acht die Sprachlust hin,

17 Wahrscheinlich eine Nichte, Mitglied der Familie von Ernestines Schwager Peter Willers Korte Jessen aus Flensburg.

18 geb. Behrens (1770-1860), die lebenslange Vertraute von Barthold Georg Niebuhr.

19 Der alte Voß-Freund Christian Hieronymus Esmarch (1752-1820) in Rendsburg.

20 Vermutlich Ernestines Neffe, Johann Christoph Korte Jessen (1777-1837), Buchhändler in Flensburg.

21 Der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829), seit 1808 in Eutin wohnhaft, erst seit wenigen Wochen in seinem neuen Haus Nr. 253 („Stolberghaus", rechte Hälfte).

22 Claus Friedrich Steffens (ca. 1757 - ca. 1822), der zwei Häuser weiter (an der Stelle der heutigen Schloßstraße 1) wohnte.

doch kann ich den Schlaf zwingen, der sich auch des Nachts so ziemlich freundlich nimt. Eine Liebe und Anhänglichkeit wie wir hier außer dem Hause gesehen, haben wir kaum erwartet. Das that gar zu wohl, selbst bey dem Nachwuchs äußert sie sich, die uns nicht gekannt haben. Euer Name wird – da kamen wieder zwey drey vier Stöhrungen hinter einander… kurz es ist rein unmöglich hier zu schreiben. Jezt muß ich mich anziehn um zu Hellwags[23] zu gehn. Du kannst aber sich[er] auf ein Eutiner Tagebuch rechnen bester Hans, weil du von allen und vielen nahes endlich hörst. Von Abrahams Kindlein[24] hätten wir hier noch gar zu gerne Nachricht, so wie von dir lieber Heinrich.[25] Alle grüßen euch herzlich, Papa und ich zumeist. Sonne ist hier fast überstetig, lebt alle wohl, und freut euch vereint daß es uns wohl geht, und daß wir kräftig und heiter heim kehren. Eure liebe und treue Mutter.

E. Voß.

Brief 2 Ernestine Voß an Abraham, Hans und Heinrich Voß, Lübeck 12.8.1817

Lübek den 12 August. 1817.

Gestern um zwey Uhr sind wir hier wieder gesund und heiter angekommen, und freuen uns herzlich der stillen Ruhe die uns umgiebt, die wir auch von ganzer Seele wieder bedürfen. Das erste was uns hier lebhaft beschäftigte war euer Brief ihr lieben Rudolstädter,[26] der erst aus der Stadt geholt werden mußte, weil Overbeck[27] ihn dort auf die Post nach Eutin senden wollte. Wir haben uns die ganze Zeit dort nach einem Brief von dir gesehnt, aber dein Nichtschreiben erklärt [sich] wie du es selbst thust. Das die erwünschte Nachricht noch nicht im Briefe steht war uns so wenig recht wie dir, aber wir freuen uns herzlich daß Maria[28] so muhtig und rüstig ist, und hoffen mit Zuversicht daß alles glüklich und leicht gehe. Unsre Sehnsucht nach euch ist der euren nach uns gleich, aber wir werden so wie die Sachen jezt stehn nicht eilen, da wir hier so sehr gerne sind, und so gerne gesehen werden, man kann nicht liebevoller beherbergt sein, und jedes Mitglied der Familie trägt dazu bey unser beständiges Wohlgefühl zu unterhalten. Overbeck ist und bleibt uns einer der Liebsten, so treu, so bewährt in jeder Lage, und so innig theilnehmend. Daß wir dir unsre veränderten Reise Plan nicht mitgetheilt[,] ist mir fast unbegreiflich, da er doch schon frühe ab-

23 Der Leibarzt, Hofrat sowie Stadt- und Landphysikus Christoph Friedrich Hellwag wohnte mit seiner Familie im Haus 180 (Riemannstraße 2), dem übernächsten Haus neben dem Rektorat. Voß hatte seinem Nachbarn 1791 eine große Summe zum Kauf des Hauses vorgestreckt.

24 Hermann, das dritte Kind von Abraham Voß, kam fast vier Wochen später, am 22. August 1817 in Rudolstadt zur Welt.

25 Johann Heinrich Voß der Jüngere (1779-1822), Professor in Heidelberg, war zu dieser Zeit Jean Pauls ständiger Begleiter während seines denkwürdigen Heidelberger Sommers.

26 Abraham Voß lebte mit seiner Familie seit 1810 als Gymnasiallehrer in Rudolstadt.

27 Der langjährige Freund der Voß-Familie Christian Adolf Overbeck (1755-1821), seit 1814 Bürgermeister der Hansestadt Lübeck.

28 Abrahams schwangere Frau Maria, geb. Heymann (vgl. auch oben Anm. 24).

gekürzt war. Von hier gehen wir über Zelle nach Braunschweig, wo wir gerne nur einen Tag bleiben wenns geht, von dort über Halberstadt u Halle nach Leipzig, an beyden Orten halten wir uns nicht auf, in Leipzig aber doch wohl ein paar Tage, und dort erwarten wir bey Brockhaus[29] einen Brief von dir. Gott gebe mit der gewünschten Nachricht, denn ich möchte gar zu gerne daß Maria sich ein wenig erholt hätte ehe wir kommen, damit wir ihr in keiner Rücksicht schaden. Alles was vorbereitung auf unsere Ankunft heißen kann, sey so einfach als möglich, so auch unsre Bewirtung wenn wir dort sind, und du liebe Maria machst mir eine Freude wenn du darauf rechnest, daß ich dir gerne helfe wo du Lust hast mich anzustellen. Was soll daß eine Freude sein, wenn wir erst still und ruhig neben einander sitzen und uns gegenseitig aussprechen. Gottlob mit leichteren Herzen als vorigen Sommer.[30] Vor Montag[31] gehen wir bestimmt nicht von hier, und aus Braunschweig sollt ihr wieder Nachricht von uns haben. In Jena wollen wir nicht länger als einen Tag bleiben, und unser Nachtlager in Wachtels[32] Hause nehmen, wir sind frey auf die Art, und die Griesbach[33] muß unsre Freiheit ehren ihr für zwey Nächte die Unruhe nicht zu machen, nur muß sie es nicht vorher wissen wann wir kommen welches auch vermieden werden kann. Du aber nenne uns das Haus wo es am leidlichsten ist. Papa hat ausser der Furcht vor die Umgebung der Griesbach, auch die sehr natürliche für die Keller Luft ihres Stadt Hauses, wo er so vieles gelitten. In Eutin haben wir von Anfang bis zum Ende, im beständigen Wirbel gelebt. Eine Einladung, und ein Besuch löste den andern ab. Wilhelm ist in der ganzen Zeit nur drey mahl aufs Land geholt, und doch sind wir nur, mit Anstrengung [in der Lage gewesen] die Stunde zu haschen, zu einem ordentlichen Gespräch zu kommen. Wir schliefen in dem Zimmer neben dem Saal, und im Saal tranken wir meistens allein unsren Kaffe, den[n] Wilhelm der spät zu Bette geht, gesellte sich selten vor halb acht zu uns weil der kleine[34] des Nachts jezt oft stöhrt da er Zähne bekömmt. Mit ihm waren auch gleich die Kinder da, die als Haubt Personen des Hauses sehr laut sind, und sich auf keine Weise anders als auf Augenblike beschränken lassen. Mit Ernestine[35] bin ich nach der ersten Woche erst traulich geworden, und da hat sie dan[n] oft nicht auf eine angenehme Art sich an mich gehängt. Mit Papa ist sie bloß den lezten Tag ein wenig ruhig bekannt worden. Es ist ein allerliebstes Kind, voll der herlichsten Anlagen, aber voller Ansprüche, bey der eine vernünftige Lenkung jezt höchst nöthig wäre, wenn sie nicht verderben soll. Lotte[36] hat eine unbeschreibliche Schwäche gegen die Kinder, und wird dadurch selbst un-

29 Die ersten Bände der Vossischen Shakespeare-Ausgabe erschienen 1818-1819 bei Brockhaus.

30 Vielleicht wegen der 1816 ausgetragenen ärgerlichen Streitigkeiten mit F. A. Wolf, C. W. Ahlwardt und Stephan Schütze, an denen auch die Söhne Heinrich und Abraham beteiligt waren.

31 Dem 18. August.

32 Gemeint ist vermutlich der Hofgärtner Johann Gottfried Wachtel (1724-1805).

33 Friederike Juliane Griesbach, geb. Schütz (1758-1836), Witwe des Theologieprofessors Johann Jakob Griesbach (1745-1812), mehrmaliger Gastgeber der Familie Voß in Jena.

34 Alexander Friedrich, geboren am 19. Februar 1816.

35 Geboren 18. Oktober 1811.

36 Wilhelms Frau Hedwig Elisabeth Charlotte, geb. Bach.

aufhörlich geplagt. Ferdinand[37] ist ein kräftiger anziehender Junge, die Ehrlichkeit selbst. Er hat sich mehrmalen treulich zu uns gesellt wenn er uns allein fand, aber nur auf Augenblike. Der kleine ist allerliebst, aber unbändig sind alle. Man ist in ihrer Nähe immer wie betäubt. Lotte haben wir sehr wenig genossen, doch ist sie mir in einigen traulichen Gesprächen der lezten Tage sehr lieb geworden. Vor eilf Uhr sind wir Abends nie ins Bett gekommen, aber sehr oft später. – Hellwags besuchten uns den ersten Tag, gleich nach Tische, und waren sehr herzlich, beyde haben gealtert, sie hat ihre alte Lebhaftigkeit behalten, er ist aber noch um vieles treker[38] und dick dabey. Papa und ich beredeten uns gleich unsre Besuche nicht zusammen zu machen, weil er so viel flinker zu Fuß ist. Fast alle sind uns mit Besuchen zuvor gekommen. Donnerstag früh machte der alte Martens[39] mit seiner Tochter[40] den Anfang, und so ging es bis zwey Uhr fort bis wir uns zu Tische sezten. Ein kleines Schläfchen nach Tische war uns beyde jeden Tag wahres Bedürfniß, doch haben wirs nicht jeden Tag geschafft. D.[en] Nachmittag besuchten wir zuerst unsre alte Wohnung, wo wir den Rektor[41] nicht zuhause fanden, von der Frau[42] aber sehr freundlich in alle Winkel des Hauses und Gartens herumgeführt wurden. Unten war alles eingerichtet, und das Gartenstübchen wöhnlicher wie bey uns, weil statt der Komode ein Sopha darin steht. Unter den acht Kindern sind zwey erwachsne Töchter,[43] wovon die eine, fast romantisch verliebt in uns war, sie wäre mit uns gezogen wenn wirs begehrt hätten. Unordentlich war es überall, oben besonders eine wahre Wüste. Der Garten weniger wüst, wie wir es dachten, aber die Bäume besonders am See, von ungeheurer Größe, es war eine ganz eigne Empfindung. Auch die Insel sieht an unsren Ufer völlig wie ein Wald aus. Aber wie lieb, und wie schön war uns auch alles was man dort sieht. Die Laube ist vor lauter Schatten keine Laube mehr. Die Bergamotte an jeder Seite groß und wüchtig, und dein Prinz Apfel lieber Hans, der neben der Laube steht, ungeheur breit, und voll schöner Früchte. Auch der alte Schutzbaum steht noch so hohl er ist, und selbst der alte Krüppelbaum an der Planke. Wie hell waren mir in Gedanken die Zeiten wo ihr alle in gestreiften Hosen da herum zu springen pflegtet. Unsre Blumen Beete haben noch dieselbe Form, aber von unsren Blumen finden sich nur dunkle Rosen, die man sehr in Ehren hält, aber nicht zu pflegen versteht. Kein Baum hat mir mehr Freude gemacht als der Zitronen Apfel auf den Rasen, der den Rasen und die Rosenheke mit beschattete. Abraham ist alt und troken geworden, und hat kleine Kirschen von denen man uns auch einen Teller voll gesandt. – Von da gingen wir zu Hellwag, wo wir in ihrer schönen Laube Thee tranken. In diesem Hause ist alles wie es war, keiner von den Bewohnern fehlt. Selbst der alte gewohnte Hausraht steht noch fast auf den nemlichen Plaz, nur ein Sopha steht im Wohnzimmer, der aber leider wie

37 Geboren 8. Juli 1814, starb Ferdinand ein gutes Jahr später 1818 an einem Wasserkopf.

38 treker = träger

39 Kammerrat Cornelius Christoph Martens (1747-1827), ein ehemaliger Nachbar der Familie Voß und Vater des Heidelberger Gymnasialprofessors Otto Martens.

40 Christine Philippine Charlotte, geb. 1793.

41 Georg Ludewig König (1766-1849).

42 Marie Cathrin König, geb. Gramberg (1775-?).

43 Antoinette Dorothea Catharina (21) und Anna Bernhardine Friederike (19).

alle Eutiner, nicht zum sitzen, sondern zum rutschen war, weil er mit schwarzen Pferde Haar überzogen ist. Hier war uns sehr wohl. Der alte Tischbein, ein sehr liebenswürdiger frei empfindender Mann, der dort völlig verkannt wird, besuchte uns gleich, und ist Papa, in den er völlig verliebt war, fast nicht von der Seite gewichen. Er sagte gleich zu Wilhelm er wolle den Vater für ihn mahlen. Freytag nach Tische fuhr Gretchen Jessen, die schon vor uns in Eutin war, und deren Besuch uns viel Freude machte, wieder zurück. Wir wollten im SchloßGarten gehn, blieben aber bey Tischbein, der im Stolbergischen Hause wohnt hängen, wir blieben dort sehr gerne, und sahen wunderschöne Sachen, denn bey seiner großen Thätigkeit, ist er ungeheuer Reich an herlichen Sachen, und weiß alles was er zeigt auf die angenehmste Art zu entwikeln. Auch seine Frau[44] ist sehr liebenswürdig und herzlich, und lebt ganz für ihn und die allerliebsten 6 Kinder, wovon die älteste 16,[45] und der einzigste Sohn ungefehr vier,[46] dieser lebhafte Knabe hat schon große Freude an den Bildern, und weiß die Zeichnungen seines Vaters wenn sie besehen sind wieder in guter Ordnung in die Mappe zu legen. Sonnabend Nachmittag waren wir im herrlichsten Wetter im Schloß Garten, der ist einzig schön, und wunderbar Groß sind die Bäume geworden, und der Rasen so frisch, ich habe es auch recht genossen, Papa ließen die anschließenden fast nicht Zeit. Die Hellwag[47] war bey mir, ich dachte in den Augenblik: hier mußt du jeden Tag sein! aber es gieng so nicht, auch weil wir jeden Tag Regenschauer hatten. Den Abend giengen wir auch bey Halem[48] vor, dessen sehr liebenswürdige junge Frau[49] einen fast vergessen macht, daß er so troken und kalt und geitzig ist, auch mit seiner Schwiegermutter[50] die Langreuters[51] Schwester ist, habe ich mich gerne unterhalten. Sontag wolte Wilhelm seinen Vater mit nach Nehmten[52] haben, aber dagegen war er selbst und viele andre. Lotte bat Stricker[53] zu Tisch der von 1 Uhr bis Mitternacht blieb. Wie Papa das lebhafte sprechen aus hielt begreife ich nicht,

44 Anna Martha, geb. Koetting (1775-1832).
45 Wilhelmine Tischbein, später verheiratete Martens (1800-1872).
46 Peter Friedrich Ludwig Tischbein (1813-1883).
47 Henriette Hellwag, geb. von Halem (1759-1823).
48 Gerhard Anton von Halem (1752-1819), der gerade das Haus 248 (heute „Rastleben") von der Familie Rüder gekauft hatte.
49 Sophie Juliane Theodore, geb. Gramberg (1786-1864), Halems dritte Frau. Ihre ältere Schwester war seine zweite Ehefrau gewesen.
50 Marie Sophie Gramberg geb. Langreuter (1756-?), Schwester des Adam Christian Langreuter (1772-1859), dessen erste Frau die Tochter des Gerhard Anton von Halem war, der hinwiederum sukzessive zwei von Langreuters Nichten heiratete. Auch Halems erste Ehe war mit einer „Halbtante", der Tochter von seinem eigenen – und Langreuters! – Großvater. Ein interessanter erbbiologischer Fall: Halems Tochter aus erster Ehe starb mit 27 nach nur sechsjähriger Ehe mit Langreuter. Deren drei Kinder starben nacheinander mit 5, 3 und 10 Jahren. Langreuters Sohn aus zweiter Ehe – mit einer Nichtverwandten – wurde dagegen 81.
51 Adam Christian Langreuter, ab 1801 Pastor zu Dedesdorf an der Unterweser, war als Hofmeister des jungen Grafen von Holmer und Vetter von Frau Hellwag ein häufiger Besucher in Eutin. Langreuter und sein Zögling wohnten bei Voß im Winter 1796-97.
52 Gut Nehmten am Plöner See, wo Baron von Cronstern einer von Wilhelms vornehmsten Patienten war.
53 Heinrich Stricker (1785-1866), Kanzleiassessor in Eutin, ehemaliger Schüler von Johann Heinrich Voß.

denn es ging einen Tag wie den anderen immer ohne Pause fort. Stricker ist ein sehr lieber verständiger herzlicher junger Mann. Zu diesen gesellten sich auch den Nachmittag Tischbein u Thiele.[54] Ich ging zur Holmer[55] wo Papa schon gewesen war, die war ganz auf alle Weise herzlich, doch sieht man ihr den stillen Kummer über ihren Sohn,[56] dessen Nahme nicht genannt wird sehr an, sie lebt völlig einsam, besucht nie Gesellschaft, und sieht selten jemand bey sich. Für alle die Hülfe brauchen ist sie eine wahre Mutter. Montag waren wir in Malent bey rauhen naßkalten Wetter zu Mittag bey der alten Weiß,[57] die uns auf die ihr natürliche Weise pflegte. Sie wohnt sehr hübsch in ihrem Wittwenhause, und baut ihren Garten musterhaft. Alle bekannten Umgebungen erinnerten uns Weh mühtig, und [sic] die lieben frohen Tage. Mit ihr kann man kein Gespräch führen, denn sie ist fast taub. Zum Kaffe ging sie mit uns zum Pastor Wilhelm,[58] der empfindsam und troken, aber braf ist. Hier fanden wir die alten Hellwags, und die Strickersche Familie.[59] – eigentlich wohl konnte uns dort nicht werden, den[n] wir verkehrten an jedem Plaz mit den Geistern der Vorzeit, und besuchten mit Wehmuht sein Grab,[60] worauf ein schöner Stein liegt, ihres[61] ist nicht mehr zu finden, denn die Pappeln sind nicht mehr da. Über den Garten muß man Wilhelm loben, denn er hat ihn mit Liebe verschönert und vergrößert, und arbeitet selbst darin, dafür wollen wir ihn auch beyde im Herbst einen Baum pflanzen an den Plaz den wir gewählt. Dienstag zum Thee und Abend Essen bey Kind.[62] Papa aber vorher in der Literarischen Gesellschaft.[63] Es wurden verschiedne ernstliche Versuche gemacht diesen Schmauß in Butterbrodt und Kuchen umzuwandeln aber vergebens. Mit vieler Wortkunst von meiner Seite, und Seufzer von Gretchen[64] ihrer ward der

54 Johann Ernst Friedrich Thiele (1773-1839), Kammerrat, später Besitzer des Tischbeinschen Voß-Porträts.

55 Gräfin Sophie Henriette Elisabeth von Holmer, geb. Freiin von der Lühe (1759-1840), Witwe des dirigierenden Ministers Friedrich Levin Freiherr von Holmer (1741-1806), seit 1806 wieder im Haus 254 (Stolbergstraße 6), wo sie mit ihrem Mann schon 1780-88 gewohnt hatte. In der Zwischenzeit hatte das Haus Christian Droop, Johann Georg Schlosser und Friedrich Heinrich Jacobi beherbergt.

56 Der Sohn, Graf Magnus Friedrich von Holmer (1780-1857) war nicht etwa tot, sondern ein notorischer Schuldenmacher und (wie Ludwig Starklof in seinen *Erinnerungen* bemerkt) „ein hohler Mensch, der sich zum vollkommenen Taugenichts ausbildete." Ludwig Starklof: Erinnerungen. Theater, Erlebnisse, Reisen 1789-1850. Hg. von Harry Niemann. Oldenburg 1986, S. 62. – Verteidiger seines Rufes könnten aber entgegnen, dass der letzte Graf Holmer ein anerkannter Pferdekenner war und von 1833 bis 1852 die wöchentlich erscheinende Fachzeitschrift *Hippologische Blätter* (Hamburg bei Perthes) herausgab. Erwähnenswert ist auch, daß sein Schwiegersohn Heinrich von Luckner (allerdings in zweiter Ehe) der Vater des Grafen Felix wurde, des berühmten „Seeteufels" aus dem Ersten Weltkrieg.

57 Elise Christine Henriette Weise, geb. Schmidt (1757-1819), zweite Frau und Witwe des Malenter Pastors Georg Christoph Weise (1741-1811), der Vossens bester Freund in der Eutiner Gegend war.

58 Vossens ehemaliger Schüler Wilhelm Hellwag (1787-1838), seit 1814 Pastor in Malente.

59 Wilhelm Hellwags verwitwete Schwiegermutter Ulrike Friederike Wilhelmine Stricker geb. Eschen (1753-1845) und ihre Kinder Heinrich, Caroline (1791-1842) und vielleicht der auswärts arbeitende Georg (1787-1858).

60 Das Grab des ehemaligen Pastors Weise.

61 Das Grab der 1800 verstorbenen ersten Frau Weise, einer besonderen Freundin Ernestines.

62 Hofapotheker Heinrich Hugo Kindt (1775-1837), ein ehemaliger Schüler Vossens.

63 Laut Protokoll von C. F. Hellwag am 29. Juli.

64 Margarethe Dorothea Kindt, geb. Martens (1781-1861).

dritte Schüssel bei Seite geschoben, nichts als zwey Kälber braten durften kommen, die waren aber auch groß und gewaltig, und wurden bezwungen weil der Gäste an zwey Tafeln viele waren. Wir waren aber alle, selbst Mama Bach gemühtlich lustig, und sangen beym herlichen Bischof, bis der Wächter zwölf rief. Dienstag hatte Papa seine erste Sitzung bey Tischbein, der einen durch steife Stellung nicht plagt, er selbst spricht, und läßt auch einen den er selbst wählt, den sitzenden im Gespräch unterhalten. Papa sein Gemählde ist das ähnlichste von allen die gemacht sind, ich selbst erkenne es fast für getroffen, er[65] hat auch vorher sich ordentlich hinein studirt. Eines Mittags als er neben mir in Wilhelms Hause zu Tische saß, und wenig redete, sagte er: Jezt habe ich ihn so gefaßt, daß ich die Gestalt gleich mit Freude auf die Leinwand entwerfe wenn ich heim komme, und so war es auch. Mit meiner sind alle fast noch zufriedner als mit des Vaters, obgleich es bey unserm Abgange auch nicht völlig fertig war. Jezt kann Abraham die seinen[66] als völliges Eigenthum ansehen. Mittwoch war Papa in Gesellschaft zu Mittag beym Präsidenten Malzahn.[67] Um zehn Uhr traf Willers Jessen von Kiel mit seiner ganz allerliebsten Frau und drey Kindern bey uns ein, und blieben bis vier bey uns, weil sie noch bis Segeberg reisten. Des morgens eine große Freude. Dienstag früh war Papa bey Tischbein, und ich machte so viel Besuche daß ich fast erschöpft war. Zu Mittag war Baudißin[68] aus Ranzau und Martin Hutwalker[69] und der Sup[e]r[int]endent,[70] ein sehr würdiger Mann bey uns. Zum Thee und Abendessen waren wir bei Hellwag mit Strickers, wo es sehr gemühtlich herging bei kalter Küche aus der Hand und Bischof. Aber doch wieder bis gegen zwölf. Bis so weit habe ich vermocht mir jeden Tag eine kleine Rechenschaft auf Papier zu geben wo wir waren, aber auch daß ward nur nicht mehr möglich, und so mag es im Briefe bunt durcheinander gehn, wie es im Leben gieng. Einen Abendschmauß haben wir noch bey'm alten Martens[71] abgehalten, wo außer der Familie auch Herbarts[72] waren, der Abend war recht steif und schwer, und ward uns durch einen Spatziergang erheitert, den wir vorher im schönen Eichen Hain[73] machten, den

65 Tischbein

66 Die beiden Porträts von Johann Heinrich und Ernestine Voß, August 1810 von J. F. A. Tischbein gemalt, die sich jetzt im Frankfurter Goethemuseum befinden. Vgl. Abraham Voß an Wilhelm Hellwag vom 19.11.1810 (Eutiner Landesbibliothek, Reliquien VIII.D.5).

67 Hans Albrecht Freiherr von Maltzahn (1754-1825), der Regierungspräsident, wohnte in der linken Hälfte des Stolberg-Hauses neben Tischbein.

68 Wolf Heinrich Friedrich Karl Graf von Baudissin (1789-1878), später bekannt als Shakespeare-Übersetzer, hatte Voß schon 1808 zusammen mit seinem Freund Hudtwalcker in Heidelberg besucht.

69 Martin Hieronymus Hudtwalcker (1787-1865), später Senator in Hamburg.

70 Detlev Johann Wilhelm Olshausen (1766-1823), seit 1815 Superintendent in Eutin. Knapp drei Monate nach dieser Begegnung mit Voß nahmen seine Söhne, die eifrigen Burschenschaftler Wilhelm und Justus Olshausen, am Wartburgfest teil. 1821 kam ein noch prominenterer Teilnehmer, Heinrich Arminius Riemann, gewiss nicht zufällig nach Eutin.

71 Cornelius Christoph (s. oben Anm. 38), der im großen, von Peter Richter entworfenen Haus Nr. 2 (Weberstraße 10) wohnte.

72 Gerhard Friedrich Herbart (1778-1836), Kammerassessor, und seine Frau Sophie, geb. Specht (1794-1822), die als junges Mädchen Tür an Tür mit der Familie Voß wohnte.

73 Eine damalige Sehenswürdigkeit der Stadt, an der heutigen Carl-Maria-von-Weber-Straße gelegen, etwa vom Kreisel bis zum Weberhain.

wir gerne auf die Mannheimer Ebne versezten. Noch einen steifen Schmauß hatten wir bey Halem, von den sich Papa und Lotte einen verdorbenen Magen heim brachten, da erklärten wir den gleich es wäre der lezte Abendschmauß gewesen, und es wurden zwey solche Schmäuse in Kaffe und Thee Besuch verwandelt, die doch auch bis neun dauerten. Diese waren bey der alten Strikern,[74] und den sehr steifen Thiele,[75] der ein Dichter geworden ist fürs Eutiner Wochenblatt.[76] Einen sehr genüßlichen Kaffe hatten wir bey unserm lieben Tischbein. Lotte und die alte Mama[77] wollten noch gar zu gerne einen Abend alle wieder einladen, dies wußten wir aber mit Wilhelms Hülfe abzuwenden. Mußten aber dagegen einwilligen daß an drey verschiednen Tagen, Kinds, Lindemans,[78] und Hellwags gebeten wurden. Einen Mittag waren wir bey Lindemans[79] mit Kinds und Martens sehr vergnügt. Wir sezten uns vor zwey zu Tische und um drey standen zwey bestellte Wagen nach Sielbek vor der Thür. Dies war grade der einzig schöne Tag den wir in Eutin hatten. Völlige Windstille, und Wolken freyer Himmel, daß haben wir auch mit ganzer Seele genossen, unser liebes einziges Sielbek. Hier war alles unverändert, das herliche Prinzenholz an der Seite noch völlig dicht belaubt, an der Malenter Seite ist es höchst traurig gelüftet. Die Aussicht auf der Angel Brücke ist sehr dadurch verschönert, daß die Seite an der Ukley, die kahl war jezt dicht mit Bäumen bewachsen ist. Dicht am Wasser zeigte mir Wilhelm einen Baum, worin du bester Hans, noch selbst deinen Namen geschnitten. Vor dem Herren Hause[80] tranken wir unsern Kaffe, und machten zwischendurch kleine Spatziergänge, und alles war stets froh. Auch Doris Ekhard[81] war dabey. Löwen[82] und Martens die zu Pferde begleiteten, beschäftigten die Kinder, und holten eine Menge Eichenlaub herbey, wovon die Weiber und Mädchen Kränze machten. Den Recktor[83] der auch verliebt in Papa ist, fanden wir dort, er ging ihn fast wie Tischbein nach. Auch Papa hat ihn sehr lieb gewonnen, und Gelegenheit gefunden mit dem Sup[e]r[int]endenten über ihn [zu] reden. Dieser ist voll guten Willen künftig zu wirken daß der sinkenden Schule wieder aufgeholfen wird. Und er vermag auch viel beym Herzog. König ist seid einem Jahre sehr thätig beym Unterricht, denn er hat jezt wieder 8 Schüler, aber er steht allein, weil die zweite Klas-

74 In der Jahrhunderte alten Dechanei an der Stelle des heutigen Kavalierhauses. Frau Stricker musste 1818 aus dem ruinösen Haus ausziehen, das im Zuge der Neugestaltung des Schlossvorplatzes abgebrochen wurde. Vgl. Henriette Hellwag an Ernestine Voß, 11.5.1818 (Eutiner Landesbibliothek, Nachlass Hellwag, Autogr. XXIII.160).

75 Im Kapitelshof V, Stolbergstraße 14.

76 Seit 1815 unter dem Titel *Wöchentliche Anzeigen für das Fürstenthum Lübeck*.

77 Frau Leibmedicus Bach, Schwiegermutter von Wilhelm Voß.

78 Der Advokat Johann Philipp Quinctius Lindemann (1783-1861) und seine Frau Elise Friederike geb. Meyenn (1786-1844).

79 Vielleicht noch im Haus 184 (Voßplatz 2, belegt für 1814) oder schon in seinem neuen Haus, Kapitelshof IV, Stolbergstraße 16 (belegt für 1818).

80 Heute das sogenannte Jagdschlösschen.

81 Margareta Sophia Dorothea, geb. Piehl, Witwe seit dem Suizid ihres Mannes, des Kanzleiassessors Heinrich Eckard im Jahr 1811. Doris Eckart war eine entfernte Verwandte von Ernestine Voß.

82 Kanzleiassessor Friedrich Wilhelm Lewon (1754-1819), dessen Name oft von Zeitgenossen „Löwon" oder „Löwen" geschrieben wurde.

83 König

se völlig eine Bürger Schule ist. König[,] mit dessen Oel Mahlerey selbst Tischbein jezt zufrieden ist, will uns eine Gegend, die wir so gerne aus Hellwags Fenster sahen, zum Andenken senden, Hellwag der sehr Geschikt im auffassen ist, will die Zeichnung machen. Dafür haben wir versprochen einen Riß von unsern Hause mit einer Zeichnung vom Garten zu senden, wozu uns Hans beschäftigt sein muß.[84] Du lieber Hans bist in Eutin noch in sehr guten Andenken, es haben sich so viele recht herzlich nach dir erkundigt. Auch die gute Wolf[85] die eine recht hübsche erwachsene Tochter[86] hat. Deinen Meister[87] haben wir nicht besucht weil er ein so böser Haus Vater ist, wenn du Weynacht zu uns kömmst kann ich dir auch viel, recht viel erzählen. – Doris Eckhard war sehr bewegt als sie uns sahe, ich nahm sie mit im Garten, und bat sie sich recht auszusprechen, da ward sie heiter und blieb es die vier Tage die sie mit uns war. Ihr Unglük hat sie so milde und theilnehmend gemacht, daß [ich] sie gern um mich haben möchte, sie ist allgemein geliebt, und jeder ihrer Freunde der Hülfe bedarf fodert sie auf, meistens lebt sie in Bosau bey Hessens,[88] wo sie gerne ist. Auch Hessens waren einen Mittag bey uns, und wolten uns durchaus heraus haben. Den lezten Vormittag foderte ich Wilhelm zu einem einsamen Spatziergang im Schloß Garten auf, den[n] ich mußte noch mit ihn reden, ihn war daß auch recht. Das vergangne habe ich leise aber doch ernsthaft berührt, weil ich merkte, daß ihn selbst wohl dabey war. Er hat eine gewisse Kälte in seinem ganzen Wesen, die mit Eigensucht vereint alles erklärt. Ohne ein Wiedersehen wäre es rein unmöglich gewesen, daß wir uns nur einigermaßen verein[i]gt hätten. Jezt bin ich völlig sicher das es keine Stöhrung für unsre Ruhe mehr geben kann, und daß auch die seine hergestellt wird. Er war sehr gerührt bey manchen was ich ihn sagen mußte, und wir haben über unser Verkehr in Zukunft manches fest gestellt. Diese weiche Stimmung, die sich liebend Aus drückte blieb ihn den ganzen Tag, auch gegen Papa, der mit ihn gar nicht über das was vergessen ist geredet hat. Wir fühlten beyde ein herzliches Wohl Gefühl bey dieser Ruhe, die wohlthätig für Leib und Seele ist. Auch über die Kinder, und seine Lebensweise, die so ganz Von unsren Grundsätzen über häusliches Glück abweicht[,] habe ich ihn manches gesagt, daß vielleicht etwas wirkt, wenigstens mir Ruhe giebt es gesagt zu haben. Mit seinen Brüdern wieder in Verkehr zu treten hat er mir auch fest versprochen. So lange die gute alte Mutter lebt, kann Manches daß in ihrem Haus Wesen das zum mehr gebrauchen als nöhtig ist führt, wohl nicht geändert werden. Lust und Neigung zu großen Zirkeln haben sie beyde nicht, aber beyde auch keinen Sinn für Einfachheit und zusammen halten der Lebens Güter. Die Mutter ist sehr schwach, und fühlt es selbst, doch hat sie uns fast in allen Gesellschaften begleitet, und

84 Riss und Zeichnung befinden sich heute in der Handschriftensammlung der Eutiner Landesbibliothek, Reliquien VII.F.1.

85 Johanna Friederica Wolff, geb. Ohrt, Witwe des Stadtsyndikus Georg Theodor Wolf (1768-1807), eines ehemaligen Voß-Schülers.

86 Amalia Wolff. Vgl. ihre Eintragung im Stammbuch der Therese Poppe, Eutin 22.7.1816 (Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Cod. Stamm. 7).

87 Tischlermeister Johann Jacob Fahrendorff (1747 - nach 1829), der im Haus 46 (Lübecker Straße 24) wohnte.

88 Pastor Georg Christian Hesse (1743-1820) und seine Frau Dorothea Friederike, geb. Eckard (1767-?), Doris Eckards Schwägerin.

besonders Papa große Lobreden gehalten, besonders wenn er von uns gieng. Im neuen Hause, welches sehr schön und bequem ist, fühlt sie sich vollkommen glücklich, daß alte ist gleich, und recht gut verkauft.[89] – Börm[90] fühlt sich nicht glücklich in seiner Lage, mit den Herzog ist nicht gut verkehren, also danke Gott daß du Baumeister im Oberlande bist. – Unser Abschied dort war sehr traurig. Was sammelte sich alles um den Wagen, als wir darin saßen! Wirklich haben wir nicht erwartet noch so viel Anhänglichkeit zu finden, als uns alt und jung bewiesen hat. Börm und Martens ritten noch neben uns bis Wolters Mühle, Wilhelm reißte gleich nach uns nach Nehmten ab und weil er weiter mußte, kehrt[e] er erst Dienstag Abend zurück. In Schwartau waren wir noch eine halbe Stunde beym Grafen Ranzau.[91] Annette Lowzo, jezt Brockdorf[92] wieder zu sehn machte uns auch große Freude, sie hatte ihren Besuch nach Klenkamp [sic] unsert wegen beschleunigt. Auch habe ich Louise Hoben[93] gesehn, die zu meiner großen Verwunderung, des Jägermeisters Brockdorf Sohn, einen ganz jungen nichts nutzen Oficier in Schleswig geheyrathet. Die grüßt euch auch alle, und denkt noch mit großer Freude ans ehmalige Blinde Kuh spiel. Den 14[94] – bestimt wage ich noch nicht zu sagen wie lange wir hier bleiben, man will uns gerne bis zum 21 halten der Overbeks Geburtstag ist, es scheint uns aber doch zu lange, wenn wir an die immer kürzer werdenden Tage denken, und wieder nicht zu lange wenn wir fühlen wie wohl uns hier ist und herzlich alles vereint uns zu halten.[95] Selbst Overbeks Stieftochter,[96] die kränklich ist, und in ihrer Aussenseite wenig herzliches hat. Vorgestern und gestern Nachmittag haben sich hier immer große Zirkel versammelt, in denen es gemühtlich hergeht. Gestern Abend laß Papa aus den Sommernachtstraum.[97] Morgen Mittag sind wir in der Stadt bey Leidhof,[98] er gefält uns sehr, so wie seine Frau, die noch kindlich lustig ist. Das Wetter könnte nur besser sein, damit der schö-

89 Das heute noch stehende Haus 228 der Familie Bach (Stolbergstraße 11) wurde am 2.7.1817 an den Tischlermeister Hinrich Friedrich Christoph Maßmann verkauft.

90 Heinrich Nicolaus Börm (1780-1831), Bauconducteur in Eutin 1815-1820 nach der Entlassung des Hofbaumeisters Meißner. Börm, der 1820 Taufpate der jüngsten Tochter des Wilhelm Voß war, entwarf das Gebäude des heutigen Weber-Gymnasiums.

91 August Wilhelm Franciscus Graf zu Rantzau, Landrat und Amtmann auf Kaltenhof, Domherr zu Lübeck (1761-1849).

92 Anna Mathilde Gräfin von Brockdorff auf Kletkamp, geb. von Lowtzow (1777-1854), verkehrte in ihrer Jugend häufig im benachbarten Haus der Familie Voß.

93 Luise von Brockdorff, geb. von Hobe (1786-1840), seit 1813 mit dem dänischen Leutnant Adolf von Brockdorff (1792-1848) verheiratet.

94 Fortsetzung des Briefes am 14.8.1817.

95 Vossens ließen sich überreden und blieben in Lübeck bis zum 19. September. Ausschlaggebend war vielleicht der Wunsch des Herzogs, Voß in Eutin zu sehen. Irgendwann zwischen dem 15. August und dem 18. September fuhr Johann Heinrich ohne Ernestine nach Eutin zurück, wo er sich mit Herzog Peter Friedrich Ludwig und Tischbein zusammentraf. Vgl. Ernestines handschriftliche Aufzeichnungen über die Beziehungen der Familie Voß zu Schiller und Goethe (UB Freiburg, Standnummer NL 9 VI B 30 - Voß).

96 Overbecks Frau Elisabeth, geb. Lang (1753-1820), war eine verwitwete Kretschmer und brachte ein Kind in die Ehe.

97 Er war gerade dabei, Shakespeares *A Midsummer Night's Dream* zu übersetzen.

98 Der Mediziner Matthias Ludwig Leithoff (1778-1846), Ehemann der Charlotte Dorothea Overbeck (1790-1872).

ne Segen Gottes in allen Feldern nicht untergehe. Es ist immer kalt und rauh, und wenig Tage ohne Regenschauer. Denn [sic] Vormittag leben wir Weiber still und ruhig, machen Handarbeit, spielen mit den Kindern. Heute haben wir in J. Pauls Briefen herliche Sachen gelesen, die wahrhaft ans Herz gingen.[99] Papa war für sich und arbeitete an den Liedern, Overbeck in der Stadt bis gegen drey Uhr. Von dir lieber Heinrich haben wir durch Martens noch einen Zettel erhalten. Gar zu leid ist es uns daß wir von der Freude die Heidelberg zu Theil ward,[100] auch nicht ein Theilchen mit genießen sollten. Was wird es für den Winter noch zwischen uns zu erzählen geben wenn wir allein sind, und wenn der Vater dabey ist. Fast fürchte ich, daß keiner von uns den andern das Wort lassen wird. Daß du auch einmal nach Eutin must, ist fest bey mir beschlossen, und du weist ich kann meinen Willen durchfechten. Über den Haubt Punkt um den sich alles bey dir dreht, hast du mir gar nicht gesagt was der Garten macht. Doch sorgst du gewiß dafür daß Rüben, Spinat, und Salat gesäet werden, damit wir im Winter zu essen haben können, wenn wir beiderseits nicht mehr in den Lüften schweben, und uns von andern die irdische Kost reichen lassen. – Himmel wie haben die armen gemästeten Kälber zu unsrer Zeit in Eutin herhalten müssen! Auch einen merkwürdigen Rehbok haben wir genossen. Dieser war vor 15 Jahren einem Förster vom Jägermeister zu seiner Hochzeit geschenkt, und immer nicht abgeköpfert, doch auch nicht geschossen. Nun hatte Wilhelm diesen Förster vor kurzer Zeit wichtig gedient, so daß er ernster in Fodern wurde, und den Rüken und zwey Keulen in die Küche sandte. Jezt rührt sich Papa auf den Sopha, und ich will mich auch anziehn also lebt wohl. Von Heinrich hoffen wir auch einen Brief in Leipzig zu finden. Leb alle herzlich wohl, und grüßt wo zu grüßen ist. Zuerst Emilie.[101] Hier grüßt euch auch alles freundlich und herzlich. Freut euch jeden Tag, daß wir so wohl und gründlich heiter sind. Eure liebe Mutter E. Voß.

Brief 3 Henriette Hellwag, Eutin, an Pastor Wilhelm Hellwag in Malente[102]

Hier stekke ich der lieben Fried[e]r.[ike][103] Ihre Handschuh, die Frau versichert sie habe daß, was noch drin ist nicht heraus bringen können. in den Handsch[uh] habe ich einen Fingerh.[ut] gewikkelt, der glaube ich Fr.[iederike] Ihre ist. Jezt haben wir doch recht Sommer. Der Otto[104] wird doch schwitzen, und vieleicht noch bunter darnach werden. Küße ihn von mir. Gestern Abend 6 Uhr kamen Voßens Alte und Junge zu uns, nachdem sie vorher ihre ehmahlige Wohnung und Garten schon besuch[t]en.

99 Hier sind vermutlich Briefe Jean Pauls an Heinrich Voß gemeint, die letzterer an seine Mutter in Lübeck weitergeschickt hat.

100 Gemeint ist der Besuch Jean Pauls vom 6. Juli bis zum 23. August 1817.

101 Emilie Heins (1776-1831), Leiterin des ehemalig Rudolfischen Erziehungsinstituts in Heidelberg und engste Freundin der Ernestine Voß. Vgl. Ernestine Voß: Erinnerungen an Emilie Heins. Bonn 1831. Emilie war auch die Schwester der Pastorin Pfeiffer in Eutin.

102 Von fremder Hand datiert: „Juli 1817". Adressiert verso: „Herrn Pastor Hellwag in Malente / hiebei ein klein Paket." Eutiner Landesbibliothek, Nachlass Hellwag, Autogr. XXIII.148.

103 Wilhelm Hellwags Ehefrau Anne Friederike, geb. Stricker (1792-1882).

104 Otto Wilhelm Friedrich Hellwag, geboren 31.8.1816.

Es wäre ein ganz eigenes Gefühl für sie gewesen. Sie brachte viele Rosen draus mit. König hatten sie nicht getroffen. Sie tranken in unsrem Gärtchen Tees zusammen, auch Halems kamen noch dazu. Die Alten sind ganz die Alten, Sie ist aber sehr schlecht zu Fuß. Sah also gestern unser Haus nur noch unten. Er war aber oben um die Außicht wieder zu sehen. Ich war recht glücklich sie bei mir zu sehen und konnte es kaum glauben. Du hast wohl keine Zeit sie noch vorher mahl zu begrüßen ehe sie zu Dir kommen? Wir grüßen Euch alle herzlich. Deine tr.[eue] Mutter H Hellwag

Brief 4 Henriette Hellwag, Eutin, an Pastor Wilhelm Hellwag in Malente[105]

Wir haben dann Voßen beide gealtert, aber doch wohl wieder gesehen; unsre Freude war von beiden Seiten sehr herzlich. Gestern war Waßer Musik, wovon sie aber noch nicht profitirten. Die Schw.[estern][106] haben V[ossens] auch schon gesehen, und sie beide nicht wieder erkannt. Die hiesigen jungen Leute veranstalteten ihnen ein Ständchen um 11 Uhr wie sie oben in ihr[em] Schlafgemach waren, und die Bürger baten sich aus[,] ihm ein Vivat zu bringen. Sie riefen[: „]unser ehemahliger Bürger Hofr.[at] V.[oß] soll leben hoch und ab.[ermals] Hoch.["] Die Alten haben noch am Fenster geseßen, und er [soll] nachher gesagt haben, er habe lange nicht so schöne Musik gehört. O Sankt T.[107] ward auch gespielt das Fürstenau gesezt hat, für die andern Instra:[108] Wir waren noch Alle auf der Straße, obgleich ziemlich viele Menschen versamlet waren[,] herschte doch eine große Stille. *Viel* hätte ich drum gegeben die E.[rnestine] V.[oß] als sie ehwig bey Strickers [...][109] warest mit dabei gewesen, sie haben sich beide nach Dir erkundigt, und freuen sich auf die Fahrt nach Malent. Danke für die Blumen. Mitt dem Otto ist es wohl gut daß der von Herzen ißt. Adieu in Eile H. Hellwag

Aufzeichnungen der Ernestine Voß über den zweiten Besuch ihres Mannes in Eutin 1817[110]

Lebendig ist mir dabei noch eine Scene, wo er sich über die Nausikaa aussprach, als er im Jahre 1817 zu uns nach Lübeck zurückkehrte, nachdem er den Herzog in

105 Von fremder Hand datiert: „Juli 1817". Adressiert verso: „Herrn Pastor Hellwag in Malent". Eutiner Landesbibliothek, Nachlass Hellwag, Autogr. XXIII.147.

106 Antoinette Henriette Magdalene Hellwag („Lene", 24) und Gesine Christiane Henriette Hellwag („Jette", 18) waren erst neun resp. drei Jahre alt, als die Voß-Familie Eutin 1802 verließ.

107 Vermutlich: „O sancta trinitas"

108 Vermutlich „Instrumente", also im Gegensatz zur vorhergehenden Vokalmusik.

109 Textverlust

110 „Aufzeichnungen der Ernestine Voß geb. Boie, Gattin von Joh. Heinr. Voß über die Beziehungen der Familie Voß zu Schiller und Göthe, für ihre Söhne gefertigt zu Heidelberg nach dem Tode von J. H. Voß. 1826. Die Originalmanuskripte befinden sich im Besitz des Herrn Reichsbankdirektors Stolz in Lahr. Abschrift von L. Durban. Professor. Lahr, Mai 1884." UB Freiburg, Standnummer NL 9 VI B 30 - Voß. Vgl. die leicht veränderte Druckfassung dieses Textes in: Briefe von Johann Heinrich Voß. Hg. von Abraham Voß. Bd. III/2, S. 44f.

Eutin einen Besuch gemacht. Der Herzog traf mit ihm bei Tischbein zusammen, wo er dessen drei schöne homerische Gemälde[111] zum ersten Mal sah und ein bestelltes viertes. Voß sollte nach des Herzogs Wunsch den Inhalt zum vierten angeben und er schlug den Abschied des Odysseus aus dem Kreise derer vor, die ihm das Leben gerettet. Es ward die Scene gewählt, wo das unschuldige Mädchen, mit der Liebe zu Odysseus herantritt und von Odysseus den Segen für ihr künftiges Leben in Empfang nimmt.[112]

Johann Heinrich Wilhelm Tischbein: Odysseus und Nausikaa, Eutin 1819

111 *Aias und Kassandra* 1806, *Hektors Abschied von Andromache* 1812, *Helena und Menelaos* 1816.

112 *Odysseus und Nausikaa* 1819. Vgl. auch Tischbeins Äußerung über das Sujet im Ausstellungskatalog: Das Homer-Zimmer für den Herzog von Oldenburg. Ein klassizistisches Bildprogramm des Goethe-Tischbein. Oldenburg 1994, S. 67, sowie die hier widerlegte Behauptung der Herausgeber, das Thema sei „wieder von Tischbein selbst gewählt".

Die niederdeutschen Idyllen von Johann Heinrich Voß und das plattdeutsche Drehorgellied[1]

von Helmut Glagla

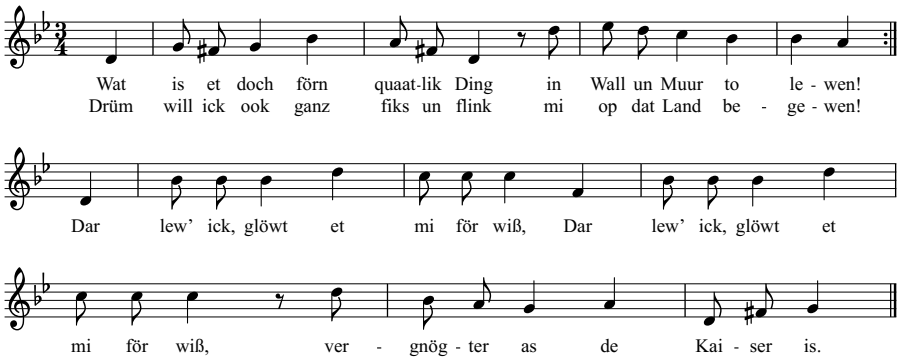
Johann Gottfried Herders berühmte Sammlung *Volkslieder*, die in zwei Teilen 1778-79 erschien,[2] setzte in der deutschen Geisteswelt ein Signal. Durch das aufklärerische Gedankengut der Zeit war bereits der Sinn geweckt worden für die Naturformen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, nach deren Vorbild man die Sitten und Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern trachtete. Diesen mehr aufs Vernünftige und Praktische gerichteten Bestrebungen setzte Herder durch das Beispiel seiner „Volkslieder" das entsprechende Kunstideal an die Seite, nämlich die einfache und natürliche Ausdrucksform der „Volkspoesie", die im schroffen Gegensatz stand zum überfeinerten, manieristischen Kunstgebaren der Mode. Damit war das Volkslied, dem Herder auch den Namen gegeben hat, plötzlich als sammlungs- und beschäftigungswürdiger Gegenstand, ja sogar als viel nachgeahmtes Vorbild entdeckt. Der Volksliedton bestimmte zu einem ganz wesentlichen Teil die Lyrik des 19. Jahrhunderts. Und für die Volksliedforschung als einem der Hauptzweige der Volkskundewissenschaft war dies die eigentliche Geburtsstunde.

Im Sinne des neuen Natürlichkeitsideals der Aufklärung waren Kunst und Dichtung um die gleiche Zeit dazu übergegangen, dem Städter das vermeintlich bessere und glücklichere Landleben vor Augen zu führen. Der bislang immer nur als rückständig und tölpelhaft dargestellte Bauer erfuhr so unverhofft seine Rehabilitierung, indem er jetzt ob seiner einfachen, gesunden und sittentreuen Lebensweise gerühmt wurde. Diese Thematik drang bis in das Modelied vor, und einige deutsche Liederdichter taten ein Übriges, indem sie sich gleichzeitig der Sprache des Landmannes, seiner niederdeutschen Mundart bedienten. Endlich also durfte ohne Spott auch plattdeutsch gesungen werden. Eines der ersten dieser neuen plattdeutschen Lieder trägt bezeichnenderweise die Überschrift *Verachting des Stadtlewendes* und propagiert geradezu die Stadtflucht:

1 Auszug aus: Helmut Glagla: Das Plattdeutsche Liederbuch. 123 niederdeutsche Volkslieder von der Frührenaissance bis ins 20. Jahrhundert. 2. verb. Aufl. München und Zürich 1982, S. 119-127.

2 Eine Neuauflage erschien 1807, vier Jahre nach Herders Tod, unter dem heute wohl geläufigeren Titel *Stimmen der Völker in Liedern*.

Verachting des Stadtlewendes[3]



Wat is et doch förn quaatlik Ding
in Wall un Muur to lewen!
Drüm will ick ook ganz fiks un flink
mi op dat Land begewen.
Dar lew' ick, glöwt et mi för wiß,
vergnögter as de Kaiser is

In Steden is men slicht verwahrt,
denn dar regeert de Velten!
Dar is gedwungen Lewendsart
dar geit et all' op Stelten.
Ja, wat men hört un süt un deit,
is Mißmood un Verdreetlichkeit.

De Jumfern sünd so stramm un stief,
dat se sick kuum köönt rögen.
Se pramsen so dat lütje Lief,
dat se sick meist beswögen.
Worto deent doch de Äwermood?
Denn kort un dick lett ook recht good.

Drüm will ick ook mit grotem Fliet
man op dem Lande bliewen!
Dar kann ick mi de lange Tied
mit Schulten Trin verdriewen.
Denn dat is ook al'n flinke Deern,
se küßt un dwaalt un kettelt geern.

quaatlik Ding schlimme, hässliche Sache – *Velten* Kurzform von Valentin; St. Valentin galt als Schutzherr gegen Epilepsie, volkssprachlich wurde sein Name vermengt mit Valant = Teufel – *pramsen* stopfen, hier: fest zuschnüren – *lütje Lief* Schnürleib, Mieder – *meist* fast – *sick beswögen* in Ohnmacht fallen – *lett* sieht aus (*laten* = aussehen) – *dwaalen* tollen, übermütiges Spiel treiben

3 Text und Melodie nach: Niederdeutsches Liederbuch. Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen. Hg. von Mitgliedern des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg und Leipzig 1884, Nr. 24.

Verbreitet wurde dieses Lied von Drehorgelsängern, die mit ihrem mechanischen Musikinstrument, das sich jetzt durchzusetzen begann, auf Straßen und Plätzen auftraten. Ihr Brot verdienten sie sich durch den Verkauf fliegender Liedblätter, auf denen mehrere Liedtexte unter dem stereotypen Titel „Schöne neue Lieder" zusammengedruckt waren. Die Auswahl der Texte und das Repertoire der Drehorgelmelodien waren so aufeinander abgestimmt, dass wenigstens einige der angebotenen Lieder immer auch mit musikalischer Begleitung vorgetragen werden konnten. Gesang und Musik zogen das Publikum auf den Straßen an und animierten es zum Kauf der billigen Liederdrucke, die zum Preis von einem halben Schilling das Stück selbst für den ärmsten Hausknecht und die sparsamste Dienstmagd noch erschwinglich waren. Kein Wunder also, dass diese Blätter in großen Massen Absatz fanden, und eines von ihnen wird es auch gewesen sein, durch das dem jungen Dichter Johann Heinrich Voß der Text des Liedes von der *Verachtinge des Stadtlewendes* in die Hände fiel.

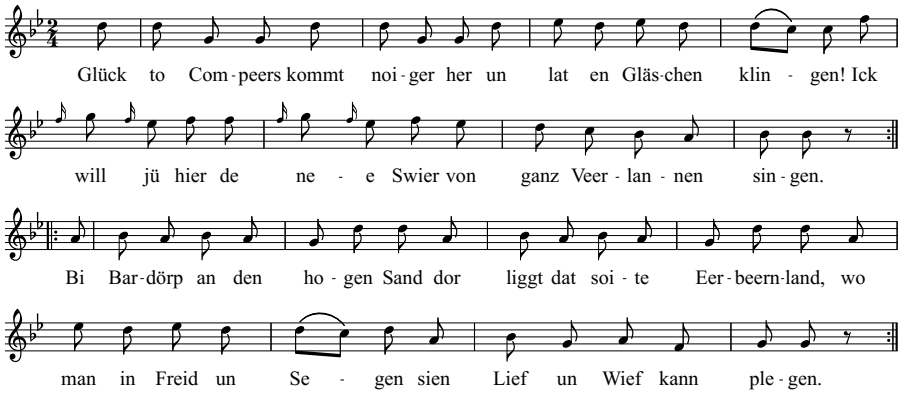
Von Göttingen aus, wo er Philologie studiert und dem Dichterbunde des „Hain" angehört hatte, war Voß 1775 nach Wandsbek, einem damals noch idyllischen Flecken nahe bei Hamburg, übergesiedelt. Hier fühlte er sich hingezogen durch seine Freundschaft mit Matthias Claudius, dem „Wandsbecker Boten", in dessen Hause er jetzt ein- und ausging. Ansonsten aber war die Lage des jungen Dichters nicht beneidenswert. Er stand ziemlich mittellos da. Als einzige Erwerbsquelle besaß er die Herausgeberschaft für den jährlich erscheinenden *Musenalmanach*, die ihm sein Göttinger Dichterfreund und späterer Schwager Heinrich Christian Boie überlassen hatte. Nichtsdestoweniger fand er in Wandsbek die Ruhe und innere Gestimmtheit zur Schöpfung seiner berühmten Idyllendichtungen, die er ab 1776 in seinem Musenalmanach veröffentlichte. Da er bei seinen Schilderungen norddeutschen Landlebens eifrig darauf bedacht war, landschaftliches Kolorit einzufangen, kam ihm das plattdeutsche Drehorgellied gerade recht, um auch einmal einen Versuch ganz in niederdeutscher Sprache zu machen. So entstand 1776 die Idylle *De Winterawend*, die eigentlich nur aus dem überarbeiteten Lied und einer gemütvoll komponierten Rahmenhandlung besteht. An einem frostigen Winterabend erhält der Holzschnitzer Peter in seiner wohlgeheizten Stube Besuch vom Nachbarn Krischan, der ihn mit neuen Arbeiten versorgt und ihm um den Gegenwert eines kunstvoll geschnitzten Pfeifenkopfes das neue Lied überlässt, das er selbst für drei Schillinge in Lübeck von einem Drehorgelmann erstanden hat. Zur Kaufabmachung gehört dazu, dass Krischan das Lied vorsingt, und Peter meint hinterher: „De deftige Wies' is alleen mehr as dree Sößlinge wehrt."

Im Jahr darauf, 1777, schrieb Voß eine zweite niederdeutsche Idylle mit der Überschrift *De Geldhapers*. Sie handelt von zwei Vierländer Obstbauern, die mit ihren vollen Fruchtkörben in brütender Hitze unterwegs zum Wandsbeker Markt sind. Ihre Gespräche kreisen um das große Geld, das sie durch Glück zu erlangen hoffen. Der eine hält es mit der Schatzsuche, der andere mit der Wandsbeker Lotterie. Auf einer Grasbank im Wandsbeker Gehölz machen sie Rast und singen zur Abwechslung ein lustiges Lied, das auf der letzten Hochzeitsköste in ihrem Dorf großen Beifall gefun-

den hat. Auch dieser Liedtext ist von Voß nicht frei erfunden, sondern geht zurück auf ein weitverbreitetes Drehorgellied mit der Überschrift *De Veerlanner Swier*, in dem die Vierlande bei Hamburg nach Art einer Touristenführung beschrieben werden. Auf fliegenden Liedblättern ist der Text, der aus 13 achtzeiligen Strophen besteht, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts anzutreffen. Aus den vier letzten Strophen, die den Vierländer „Deerns" gewidmet sind, hat Voß durch mehr oder weniger starke Bearbeitung einen formal selbständigen Liedtext gestaltet, den er in den Mittelpunkt seiner zweiten niederdeutschen Idylle stellte.

Die lange als verschollen geglaubte Melodie der *Veerlanner Swier* wurde 1980 in einer Notenhandschrift von 1840 des Museums für Bergedorf und die Vierlande (Schloss Bergedorf) entdeckt.

De Veerlanner Swier[4]



a. Das Drehorgellied (Strophen 1 und 9-13)

Glück to, Compeers, kommt noiger her
un lat en Gläschen klingen!
Ick will jü hier de nee Swier
von ganz Veerlannen singen.
Bi Bardörp an den hogen Sand
dor liggt dat soite Eerbeernland,
wo man in Freid un Segen
sien Lief un Wief kann plegen.

Nu gewt mal acht up unse Dracht
un op de Wäms mit Snörn,
de alle Lüüd' in'n Lanne dreegt

4 Text nach Ernst Finder: Die Vierlande II. Hamburg 1922, S. 319ff. – Melodie nach: „Notenheft von Nicolaus Nührmann, Allermöhe 1840", Handschrift im Museum für Bergedorf und die Vierlande, S. 29 („Verlander Swier").

se holt de Mood' in Ehrn.
De Mannslüüd' jümmehr Röck sünd grau,
de Froenslüüd' ehre Huuw' is blau,
de Schört de mutt vör allen
in dusend Fohlen fallen.

Bald harr ick doch vergeten noch
De leewen lütten Deerns.
Se lat fast all' so nett un drall,
absünderlich von feerns.
Dat süht vertwiefelt hillig ut,
se sünd so flink as eene Brut
dat mußt du dorüm weten,
dat se nich ward vergeten.

In'n Anfang is dat ganz gewiß
veel anners mit'n Deern
as nah de Tied, wenn se hett friet,
denn will se glieks regeern.
Do heet dat denn: Du armes Bloot,
nimm du de Schört, giff mi den Hoot,
ick will in allen Saken
de rechten Wiesen maken.

Kummt se to'n Mann, denn geiht dat an
en Murren un en Mäkeln.
Do hett se wat, bald dit, bald dat,
wo se mutt öber käkeln.
So gnurrt un brummt dat Murmeldeert,
se treckt de Näs' un dreiht den Steert,
fangt endlich an to bellen,
dat een'n de Ohren gellen.

Drüm gewt Gehoir, mien leew' Compeers,
hoigt jü vör solke Gäste!
Makt't so as ick fien süberlich,
dat is dat allerbeste.
Erst sünd se aller Framheit vull,
hernah do ward se splitterdull,
se wüllt den Mann wat brüden,
dat mag de Kuckuck lieden!

Compeer (franz. compère) Taufpate, Gevatter, Anrede unter lustigen Gesellen – *Swier* festliches Gelage wie auch Reigen und Gesang dafür, Trinklied – *Bardörp* Bergedorf – *laten* aussehen – *hillig* (erweitete Form von „hild") eifrig, emsig – *de rechten Wiesen maken* den Ton angeben – *käkeln (kakeln)* „gackern", meckern – *hoigt* hütet – *Framheit* Güte, Liebenswürdigkeit – *splitterdull* „splittertoll", rasend – *brüden* foppen – *Kuckuck* Euphemismus für Teufel

b. Johann Heinrich Voß in seiner Idylle *De Geldhapers*[5]

Jaapt nich so sehr,
mien leew Kompeer,
und snückert um de Deerens;
se laten all
so nett un drall
afsunderlich van fehrens.
Deels seen so fram un ehrbar ut,
deels sünd so flink, as ene Brud,
mit Ögeln un mit Straken
de Keerls verleewt to maken.

En Deerensding
hüppt um den Ring,
un deit so leef un aarig;
man as se friet,
du leewe Tied!
wo ward se kettelhaarig!
Den eersten Morgen heet et: Fix!
Nim du de Schört, gif mi de Büx!
Sunst jag' ik ut den Plümen
di up den Hönerwiemen!

Doot Dag un Nacht
ut aller Macht,
wat se befehlt un käkelt;
doch warter wat,
bald dit un dat,
begnägelt un bemäkelt.
Da murrt un gnurrt dat Murmeldeert;
se rümpt de Näs', un dreit den Steert;
ja vaken kriegt ji Knüffel
mit ehrem spizen Tüffel.

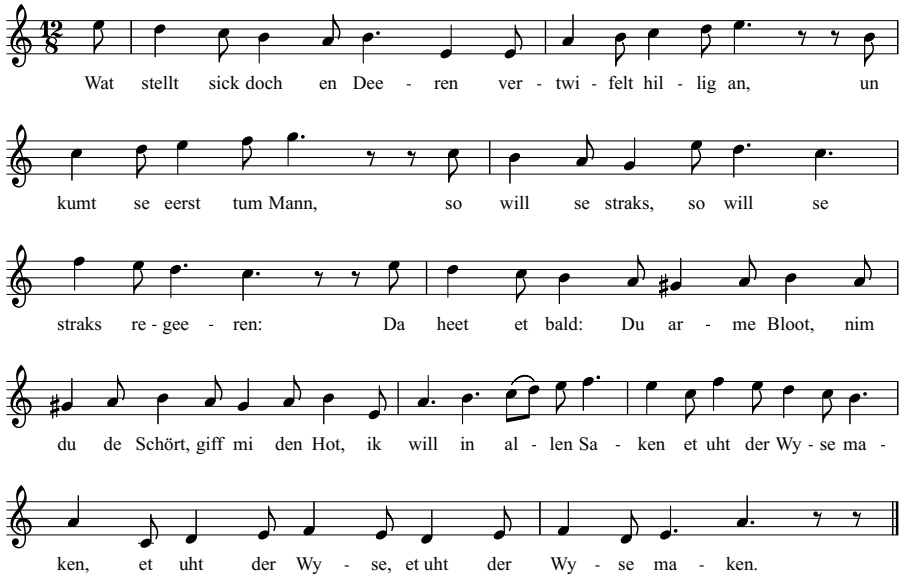
Drum gäwt Gehör,
mien leew Kompeer:
Bliewt hübsch alleen im Neste.
Wol oft bedrügt
en rod Gesicht,
brun Haar un witte Böste.
Eerst sünd se aller Framheit vull;
de Brudnacht makt se splitterdull,
den armen Mann to brüden:
Dat mag de Kukuk lieden.

jaapen gaffen – *snückern* schnüffeln – *straken* streicheln – *aarig* artig – *kettelhaarig* leicht reizbar – *Plümen* Flaumfedern – *Hönerwiemen* Hühnerboden – *warter (wart dar)* wird da – *begnägeln* benörgeln – *vaken* oft – *Tüffel* Holzpantoffel – *brüden* foppen

5 Johann Heinrich Voß: Sämtliche Gedichte. Bd. 2. Königsberg 1825, S. 81f.

Ausgerechnet für die vier Strophen über die „Deerns" hat übrigens auch der Verfasser des Drehorgelliedes eine Anleihe gemacht. In Johann Matthesons Oper *Cleopatra* (Hamburg 1704) singt Dercetaeus, Diener der Cleopatra und lustige Person, ein niederdeutsches Spottlied auf die Herrschsucht der Frauen, wobei er speziell seine Herrin im Auge hat. Die beabsichtigte komische Wirkung entsteht dabei schon allein durch den Kontrast des derben Textes zur zarten, lyrischen Melodie:

Plattdeutsche Arie aus der Oper
Cleopatra von Johann Mattheson[6]



Wat stellt sick doch en Deeren
vertwifelt hillig an,
un kumt se eerst tum Mann,
so will se stracks regeeren:
Da heet et bald: Du arme Bloot,
nim du de Schört, giff my den Hot,
ik will in allen Saken
et uht der Wyse maken.

6 Text und Melodie: Arie des Dercetaeus aus der Oper *Die betrogene Staats-Liebe, Oder Die Unglückselige Cleopatra, Königin von Egypten* (II, 8) von Johann Mattheson mit Text von Fr. Chr. Feustking. Hamburg 1704. Übernommen aus: Hellmut Christian Wolff: Die Barockoper in Hamburg. Bd. II. Wolfenbüttel 1957, S. 138f. Der Text auch bei Karl Theodor Gaedertz: Das niederdeutsche Schauspiel. Bd. I. Hamburg 1894, S. 97f.

Da geiht et an tum Mäkeln,
da is bald dit, bald dat,
de Krancket weht nich wat,
daräver se mut kekeln!
Da is dat Aas so super-klok,
dat ok des Mannes Prück un Brok
vor eren Schnack un Kiven
nich unvexert kan bliven

Se gifft um sine Gänge
mit Argus-Ogen acht,
und kriggt se man Verdacht,
so is dat Hus to enge.
Da luhnt, da brummt dat Murmeldeert
und prühnt de Näs und dreit den Steert,
fangt entlick an to bellen,
dat em de Ohren gellen.

Darüm so ist am besten,
dat man so deit als ick
und sick fin süverlick
enthollt van sulken Gästen.
Erst sünt se aller Framheit vull,
herna so warrt se spletterdull
un willt den Mann wat brüden.
Dat mag de Velten liden.

hillig eifrig, hier im Sinne von „zielstrebig" – *straks* sogleich, sofort – *uht der Wyse* anders als gewohnt – *Kranket (Krankt)* Krankheit, Seuche, übertr.: Teufel – *kekeln* „gackern", meckern, schimpfen – *Prük* Perücke – *Brok* Hose – *Schnack un Kiven* Gerede und Gekeif – *luhnen* Schlechte Laune zeigen, schmollen, maulen – *prühnen* mit Nadel und Faden zusammenziehen, hier: krausziehen, rümpfen – *brüden* foppen – *Velten* Teufel

Dass Johann Heinrich Voß nicht etwa auf die Opernarie, sondern tatsächlich auf das Drehorgellied zurückgegriffen hat, geht aus dem Vergleich der Texte klar hervor. Mit gutem Grund darf nach alledem gefolgert werden, dass die Anregung zu den beiden niederdeutschen Idyllen, die 1777 und 1778 in Vossens *Musenalmanach* erschienen, von zwei kunstlosen plattdeutschen Straßenliedern ausgegangen ist. Im literarischen Deutschland erregte das sprachliche Experiment großes Aufsehen und teils wohl auch Verwunderung. Zwar hatte sich Voß bemüht, ein gehobenes und möglichst dialektfreies Niederdeutsch zu schreiben, eine Art „sassesche Buchsprache", wie er selber sagt. Doch im Bewusstsein seiner Zeit war Niederdeutsch bereits gleichbedeutend mit norddeutscher Mundart, die Erinnerung an die niederdeutsche Schriftsprache war weitgehend erloschen. Die beiden niederdeutschen Idyllen galten demnach als Kunstdichtung im norddeutschen Dialekt, und dank diesem zeitbedingten Missverständnis gaben sie einen wesentlichen Anstoß zur Entstehung der deutschen Dialektdichtung überhaupt. So bezieht sich der Hamburger Schriftsteller und Poet Georg Nicolaus

Bärmann, einer der wichtigsten Wegbereiter der plattdeutschen Dichtung, im Vorwort zu seinem *Groten Höög- un Häwel-Book* von 1827 ausdrücklich auf die „Dichtels van Jan Hinrich". Schon lange vorher aber war von diesen die entscheidende Anregung ausgegangen zu den 1803 erschienenen *Alemannischen Gedichten* Johann Peter Hebels, des Vaters der oberdeutschen Mundartdichtung. Und auf dem Umweg über Hebel wirkte der von Voß gegebene Anstoß selbst noch auf Klaus Groth. In seinen Lebenserinnerungen berichtet Groth selber, wie er Hebels Buch, das er durch seinen väterlichen Freund Marcus Petersen in Tellingstedt kennenlernte, mit rauschhaftem Entzücken verschlungen habe: „Das war Fleisch von meinem Fleische [...]. Damit war mein Loos beschlossen".[7]

7 Klaus Groth: Lebenserinnerungen. Hg. von Eugen Wolff. Kiel und Leipzig 1891, S. 49.

Zur Aktualität der Konversion Graf Stolbergs

von Klaus Kürzdörfer (Kiel)[1]

1. Ist die Konversion von Hause aus aktuell oder muss sie neu aktualisiert werden?

Stolbergs Austritt aus der evangelisch-lutherischen Kirche und seine Aufnahme in die römisch-katholische Kirche zu Pfingsten im Jahre 1800 hat heute keine selbstredende Aktualität. Abgesehen vom Eutiner Bildungsbürgertum, einer elitären Schicht von Kennern der Zeit zwischen 1750 und 1820, den Mitgliedern der Voß-Gesellschaft und vielleicht noch einigen Anwohnern der Stolbergstraße und den Lesern des Eutiner Symposionbandes vom September 1997 dürfte kaum noch der Name Friedrich Leopold Graf Stolberg bekannt sein. Aktualität ist heute etwas, wofür der Journalismus und die sogenannten Massenmedien sorgen. In unserem Falle dankenswerterweise die Eutiner Landesbibliothek und das Gleimhaus Halberstadt. Aber dass eine gegenwärtige Bedeutung jener Konversion nicht einfach stillschweigend vorausgesetzt werden kann, heißt noch lange nicht, dass sie nicht aktuell werden könnte und sollte, vielleicht sogar müsste. Das Letzte möchte ich als wünschenswert im Folgenden nachweisen.

2. Übliche Konversionsmotive als Ausgangslage für einen Aktualisierungsversuch

In meinem Beitrag zum Ausstellungskatalog versuchte ich, die bisherigen Erklärungsversuche zur Konversion Stolbergs zu referieren,[2] wohl ohne Vollständigkeit erreicht zu haben.[3] Das brauche ich hier im Einzelnen nicht wiederholen. Für eine etwa in

1 Manuskript des am 26.5.2010 in der Eutiner Landesbibliothek gehaltenen Vortrags. Der Vortrag war Teil des Begleitprogramms zur Ausstellung der Eutiner Landesbibliothek und des Gleimhauses Halberstadt „Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819) – Standesherr wider den Zeitgeist"

2 Vgl. dazu die Referenzliteratur in meinem Beitrag zum Ausstellungskatalog: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Standesherr wider den Zeitgeist. Ausstellung der Eutiner Landesbibliothek und des Gleimhauses Halberstadt. Hg. von Frank Baudach in Zusammenarbeit mit Ute Pott und Dirk Hempel, Eutin 2010 (Veröffentlichungen der Eutiner Landsbibliothek, Bd.7), S. 117-131, hier S. 130f. Ferner Reinhard Frieling: Konfessionswechsel Heute. Göttingen 1979 (Bensheimer Hefte 52); Antti Oksanen: Religious Conversion. A Meta-Analytical Study. Lund 1994 sowie die Artikel *Konversion* in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG), 3. und 4. Auflage; Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (RE); Theologische Realenzyklopädie (TRE) sowie Lexikon für Theologie und Kirche (LThK). Vgl. auch meine Aufsätze in: Lutherische Monatshefte 4/1988, S. 174-178; Materialdienst des Ev. Bundes Bensheim 1/88; Nordelbische Stimmen 1988.

3 Der hier geschilderte „Eutiner" Aspekt von Stolbergs Konversion bedarf u.a. selbstverständlich der Ergänzung durch die Berücksichtigung der Münsteraner *Familia Sacra*. Wertvolle und reichhaltig belegte Ausführungen hierzu finden sich bereits bei: Jörg-Ulrich Fechner: Stolberg und der Kreis von Münster - ein Versuch. In: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Beiträge zum Eutiner

Frage kommende Aktualität müssen allerdings einige typische Motive bzw. Faktoren des Konfessionswechsels ins Bewusstsein gerückt werden.[4]

An erster Stelle des Motivbündels wird die *Suche nach Autorität, Geborgenheit und Gewissheit* in Krisen- und Umbruchszeiten usw. genannt. Dies trifft gerade auch für Stolberg zu. Angesichts des verworrenen, als widersprüchlich und zum Atheismus triftend empfundenen geistig-religiösen Zeitgeistes, d.h. einer rationalistisch aufklärerischen Geisteshaltung, die Stolberg als *Neuprotestantismus, Neologie* bezeichnete, schien sich ihm der römische Katholizismus als Option anzubieten. Präziser muss man allerdings sagen, nur eine Münsterische Ausprägung desselben, die sich um einige hervorragende Persönlichkeiten gruppierte und keineswegs beispielhaft für den damaligen deutschen Katholizismus insgesamt war.

An zweiter Stelle der Motive für den Konfessionswechsel wird die *ganzheitlichere kirchliche Frömmigkeit und Spiritualität* des römischen Katholizismus genannt (praesens numen). Eine reiche ästhetische, symbolträchtige und mystische Welt bietet sich dem Katholiken im Unterschied zum Protestanten dar. Man hat diesen Unterschied auf die Kurzformeln einer schauend integrativen Frömmigkeit, d.h. einer „eidetischen" Spiritualität im Unterschied zu einer „verbalen", d.h. im begrifflichen Nachvollziehen der Wort-Verkündigung sich konzentrierenden Gläubigkeit reduziert. Ein Dichter des Sturm und Drang, aus der Gefühlswelt Klopstocks kommend, wie Stolberg es war, konnte sich von der „eidetischen Glaubenswelt" eher angezogen fühlen, noch dazu, wenn ihn Voß mit seiner rationalistisch verengten Entmythologisierung vor den Kopf stieß.

Drittens werden für Konversionen *soziale Motive* namhaft gemacht. Von Hause aus in Herrnhutischer gemeinschaftlicher Nestwärme aufgewachsen, erlebte Stolberg die rationalistische Engführung der Neologie in Teilen des Protestantismus gleichsam als sozial unterkühlt und ziemlich beziehungsarm. Dieser Defiziterfahrung gegenüber wirkte die gefühlsbetonte Wärme der katholischen *Familia sacra* in Münster um die ebenso gebildete wie charmant attraktive und geistreiche Fürstin Gallitzin als überaus einladend.

Und selbstverständlich mischen sich in jede Konversion immer auch etliche *nichtreligiöse und nichttheologische Faktoren*. Im Falle Stolbergs waren dies z.B. unter anderem die für einen adligen Standesherren abschreckenden republikanischen Leitideen der Französischen Revolution.

Symposium im September 1997. Hg. von Frank Baudach, Jürgen Behrens und Ute Pott. Eutin 2002 (Eutiner Forschungen, 7), S. 175-198; Ludwig Stockinger: Friedrich Leopold Stolbergs Konversion als ‚Zeitzeugnis', ebd. S. 199-246, hier S. 234ff.; Manfred Weitlauff: Friedrich Leopold Graf zu Stolbergs *Geschichte der Religion Jesu Christi* (1806-1818), ebd. S. 247-280; vor allem aber bei Horst Conrad: Friedrich Leopold zu Stolberg in Westfalen. In: Stolberg-Ausstellungskatalog (wie Anm. 2), S. 133-152.

4 Ich folge hier Reinhard Frieling: Konfessionswechsel heute. Göttingen 1979 (Bensheimer Hefte 52), S. 44f.

In der Abscheu gegenüber den Gräueln der Revolution konturierte sich im gleichen Maße, wie sich das Bild der eigenen evangelisch-lutherischen Kirche bei dem Eutiner Grafen verdüsterte, ein *romantisierendes und idealisierendes Geschichtsbild der Alten Kirche.*

3. Aktuell bleibende Charakteristika von Stolbergs Konfessionswechsel

Wie gesagt, dieses keineswegs eine Konversion vollständig erklärende, sondern sehr ergänzungsbedürftige typische Motivbündel soll Stolbergs Verlassen seiner Kirche und den Übertritt in die Konfession der Münsteraner *Familia Sacra* nur so weit analysieren, dass wir eine Plattform bekommen, wo eventuelle Aktualitäten dieses Konfessionswechsels rasch und leicht erkenntlich werden. Ich meine sechs Punkte zu sehen, wobei ich mir der Subjektivität meiner Auswahl durchaus bewusst bin.

Anders als J.H. Voß die Konversion des Grafen wahrnimmt,[5] war sie m.E. ein sehr persönlicher Gewissensentscheid. Viele Jahre hat er mit sich innerlich gerungen und das Für und Wider gegeneinander abgewogen, bevor er den Bekehrungswünschen der Marquise de Montagu und der Fürstin Gallitzin nachgab, um endlich seine innere Ruhe zu finden. Ein Gewissensakt bleibt immer respektabel, selbst wenn man um irrende Gewissen weiß.

Ein weiterer ins Auge springender Aspekt ist das Pochen des Eutiner Kammerpräsidenten auf Toleranz. Nach Lessings Ringparabel befinden wir uns noch in einer Epoche der Toleranz, die es nicht nur erlaubt, sondern verlangt, für einen Gewissensentscheid nicht nur Duldung, sondern Respekt zu erwarten. Da Toleranz ein hohes Gut der Aufklärung war, man entsinne sich der Devise des Alten Fritz, bei ihm solle jeder nach seiner Façon selig werden, lässt sich – überspitzt (!) – formulieren, dass Graf Stolberg mit seiner Konversion ein zentrales Ideal der Aufklärung gegen die Vorhut der Aufklärung, insbesondere ein tief sitzendes zeitgenössisches Vorurteil der Protestanten gegenüber einem vulgären Barock-Katholizismus, in Anspruch nimmt.

Drittens ist der Mut Stolbergs zu bewundern. Ende des 18. Jahrhunderts war der Katholizismus in einer miserablen Lage, politisch, kulturell und gegenüber einem extrem widrigen Zeitgeist, als dessen beredter Advokat unter anderem wohl J.H. Voß mit seiner Ode *Warnung* gelten muss. Mit der – zwar vergeblichen – Heimlichtuerei bezüglich seiner bevorstehenden Konversion verriet Stolberg selbst, dass er vielerlei widrige Folgen durchaus absehen konnte. Wenn er sie dennoch wagte, verrät dies eine beträchtliche Portion Zivilcourage.

Viertens erscheint mir wichtig und bedeutend, dass Friedrich Leopold Stolberg die Erziehung seiner Kinder, insbesondere ihre religiöse, sehr am Herzen lag, was nicht nur zur Zeit eines Rousseau und Pestalozzi Würdigung verdient. Wegen der neologi-

5 Vgl. beispielsweise die Pamphlete *Warnung* oder *Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?*

schen Indoktrination hatte er sich mit Voß überworfen und seine Söhne von dessen Unterricht abgemeldet, um sie nicht in ein Heidentum, wie er später sagte, abdriften zu lassen. Wenn in der Gegenwart konfessionelle Schulgründungen wie Pilze aus dem Boden sprießen, wird das Pochen auf das Elternrecht auf Erziehung wieder aktuell. Die Widmung seines 15bändigen Alterswerkes *Geschichte der Religion Jesu Christi* als Vermächtnis für seine Kinder beweist des Grafen väterliche Erziehungsverantwortung zur Genüge.

In seiner Kritik an amerikanischen Kreationisten hat der Philosoph Daniel Dennett[6] die These vertreten, die meisten Gläubigen hätten gar keine eigene lebendige religiöse Überzeugung mehr, sondern folgten quasi blind wissenschaftlich überholten Gruppen-Vorurteilen. Statt lebendig, bewusst und wissend selber zu glauben, *glaubten sie sozusagen nur einem vorgeblichen Glauben anderer.* Gegenüber solch einem Glaubensersatz bietet Stolberg eine erstaunliche Eigenständigkeit auf. Über Jahre hinweg befasste er sich mit den konfessionellen Unterscheidungs-Lehren und suchte sich ein eigenes Urteil zu bilden, um sich im theologisch-philosophischen Diskurs zu beteiligen. Damit unterscheidet sich der Eutiner Graf beträchtlich von der „post-bürgerlichen" Gegenwartsgesellschaft. Diese hat der Soziologe Armin Nassehi vor Kurzem in München so beschrieben, dass sie nicht mehr Rationalität und Reflexion, sondern Ästhetik, Ritual und Inszenierung wertschätze. Und wo sich solch ein Wandel vollziehe, müsse man niemanden mehr davon überzeugen, dass die Grundlagen eines Glaubens ausnahmslos richtig oder vernünftig seien. Für die meisten Menschen stelle es – so Armin Nassehi – kein Problem dar, einer Religion anzugehören, deren Glauben sie nicht hundertprozentig teilten.[7] Auf dem Hintergrund eines solchen Szenarios gewinnt Stolbergs Konversion an überraschender Aktualität: Statt als unkritischer Mitläufer veröffentlichter Meinungen zu verharren, erheischt er Respekt, wenn er es wagt, sich Rechenschaft über seine Konfession abzufordern. In einer religiös indifferenten und gleichgültigen Zeit könnte Stolberg damit ein Vorbild für religiöse Selbstbildung abgeben.

Generell kann man bei Konvertiten eine gewisse Hellsichtigkeit gegenüber Stärken und Schwächen der Ausgangs- bzw. Zielkonfession beobachten.[8] Deshalb gebärden sich Übertretende gelegentlich geradezu als 150prozentige Anhänger ihrer neuen Konfession. Diese Beobachtung kann aber leicht täuschen, wenn sie die Kehrseite übersieht. Übertritte sind zuweilen von blinden Flecken (Skotomen) begleitet. In der Bergpredigt Jesu findet sich das Wort vom Splitter im Auge des anderen und dem Balken im eigenen. Auf eine Konversion angewandt bedeutet das, dass der Übertretende Kritisches an anderen eher überbewertet, während er selbstkritische „Balken" bei sich selber bzw. seiner Wahlkonfession zuweilen zu unterschätzen neigt. Es gibt Verdachtsmomente, dass das bei Friedrich Leopold Graf Stolberg der Fall gewesen sein

6 Daniel C. Dennett: Den Bann brechen. Religion als natürliches Phänomen. Frankfurt/M. 2008.

7 Laut Katholischer Nachrichtenagentur in: Die Nordelbische, Dezember 2009, Kolumne „Die Welt ist katholischer. Gesellschaftswandel".

8 Vgl. hierzu bei Frieling (wie Anm. 4) S. 45 unten den Verweis auf eine Beobachtung Fr. Mußners.

könnte. So verehrte er katholische Priester, die Opfer der Französischen Revolution wurden als Märtyrer und Heilige, während er Hugenotten und Salzburger, die nicht weniger Glaubenstreue bewiesen, geflissentlich vergisst. (Ein evidenter Nachweis dafür kann aber an dieser Stelle wegen seiner Kompliziertheit nicht nebenbei geleistet werden, weil man sich dabei vor Konfessionalismus und dem Anschein, im sicheren Besitz der Wahrheit zu sein, äußerst hüten muss.)

4. Zur Aktualität von Stolbergs Konversion im Zeitalter der Ökumene

Selbst wenn nach einem Ökumenischen Kirchentag für Katholiken und Evangelische Wünsche offen bleiben, ist die zwischenkirchliche Situation heute verglichen mit der am Ende des 18. Jahrhunderts grundverschieden und eigentlich kaum vergleichbar. Dies näher auszuführen, würde einen eigenen Vortrag verlangen. Nebenbei lassen sich jetzt nur einige Stichpunkte antippen. Ich beginne mit der römisch-katholischen Kirche.

Zur Zeit des Eutiner Grafen war weder das Erste Vatikanum von 1870 mit der Unfehlbarkeit des Papstes noch das Zweite Vatikanum von 1961-63 mit seinem Aggiornamento (~ Arrangement, K.K.) mit der modernen neuzeitlichen Welt absehbar. Die historisch-kritische Bibelauslegung, die Stolberg an der Neologie so verteufelte, wird mittlerweile von katholischen Bibelauslegern mindestens ebenbürtig mit den protestantischen praktiziert. Stolbergs 15bändige Religionsgeschichte gilt, gelinde gesagt, heutiger katholischer Kirchengeschichtsschreibung als dilettantisch bzw. nur als erbauliches Schrifttum.

Das Bemerkenswerteste in unserem Zusammenhang dürften indessen wohl Modifikationen im katholischen Kirchenrecht, dem Codex Juris Canonici, darstellen.[9] Während in seiner Fassung von 1917 ‚Conversio' noch strikt definiert war als Rückkehr eines nichtkatholischen Christen zur römisch-katholischen Kirche, verzichtet man heute auf diesen veralteten Begriff und spricht stattdessen von einer „Aufnahme in die volle Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche." Noch bedeutsamer als diese neue Sprachregelung ist der Verzicht auf die ehemaligen Begriffe ‚Perversio' und ‚Apostat' in Bezug auf Glaubenswechsel bei Mischehen, den Besuch nichtkatholischer Gottesdienste oder den Besuch nichtkatholischer Schulen. Das II.Vaticanum vermeidet in seinem Ökumenismusdekret sogar den alten Begriff ‚Reconciliatio'/Wiederaufnahme und spricht stattdessen von „Aufnahme in die volle Gemeinschaft der katholischen Kirche". Bei diesem Austausch von kirchenrechtlichen Fachausdrücken handelt es sich nicht nur um einen Etikettenwechsel. Die praktischen Auswirkungen formuliert kurz und bündig der Münchner katholische Konvertiten-Seelsorger Martin Löffler: „Ich bin gern bereit, Suchende über die katholische Kirche zu informieren, aber ich rate nie zur Konversion".[10] Dafür hat er den Segen der Würzburger Synode, die bereits

9 Vgl. Fechner (wie Anm. 3), S. 175ff.
10 Vgl. dazu Frieling (wie Anm. 4), S. 54-58 mit Nachweisen.

1975 lapidar feststellte: „Ein aus Gewissensgründen vollzogener Übertritt von einer Kirche in eine andere ist zu respektieren. Schon der Anschein einer Abwerbung soll jedoch vermieden werden."[11]

Auf evangelischer Seite verhält es sich ähnlich. In amtlichen und offiziösen Texten heißt der Konfessionswechsel ebenfalls nicht mehr Konversion, sondern Übertritt. Dies hat die Einsicht ermöglicht, dass keineswegs alles Konfessionstypische kirchentrennend ist.

Nach solchem Sinneswandel werden ökumenische Lernprozesse möglich, die positive Werte und Erfahrungen von der einen in die andere Kirche übertragen lassen. Aus ehemaligen Apostaten und Überläufern können so Botschafter beiderseits fruchtbarer Einsichten und Praktiken werden.

In diesem Sinne konnten bereits Lavater und Herder Stolbergs Konfessionswechsel etwas Positives abgewinnen. Lavater schrieb Stolberg (5.10.1800): „Werde die Ehre der katholischen Kirche! [...] bleibe Katholik. Bleib es von ganzem Herzen. Sey allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel [...] christlicher Heiligkeit."[12] Ähnlich äußert sich Herder an Luise Stolberg am 29.9.1800: „Das brüderliche Band zwischen ihm und seinen Freunden ist gar nicht aufgelöset; er hat ein anderes Stockwerk bezogen, wohnt aber mit ihnen in demselben Hause. Denn auch der Katholizismus ist *Christenthum*; wer könnte dies [...] läugnen."[13]

Für die evangelische Kirche spielt mittlerweile der zahlenmäßige Zugewinn aus Übertritten, der sich von 1950 bis 1976 immerhin auf ein Plus von 113.802 Gliedern bezifferte (347.382 - 233.580) [2008: 8440 Übertritte][14] mittlerweile gegenüber den Austrittsverlusten von etlichen Millionen nur noch eine vernachlässigenswerte statistische Rolle. Selbstverständlich bietet Stolbergs Konversion kein Patentrezept gegen Mitgliederschwund. Auf verwickelte indirekte Weise könnte sie aber vielleicht doch aktuelle Bedeutung erhalten, wenn sie als Appell gegen religiöse Gleichgültigkeit zugunsten selbstbewusster und selbstkritischer Gläubigkeit begriffen würde.

5. Bewältigung einer zwischenfamiliären Krise im ökumenischen Geiste

Das erste Halbjahr 1800 brachte einige Komplikationen für Graf Friedrich Leopold. Die Verwicklungen begannen damit, dass seine Tochter Marieagnes Ende 1799 zum evangelisch-lutherischen Konfirmandenunterricht angemeldet worden war. Inwieweit dies mit früheren Äußerungen der Eltern, sie fühlten sich bereits als Katholiken, ganz

11 Ebd. S. 57.

12 Zit. bei Jenny Lagaude: Die Konversion des Friedrich Graf zu Stolberg – Motive und Reaktionen. Leipzig 2006 (Leipziger Theologische Beiträge, Bd. 1), S. 94 u. 95.

13 Ebd. S. 92, Nr. 14.

14 Nachweis bei Frieling (wie Anm. 4) S. 71 („Konfessionswechsel 1950-1976") und Statistik über die Äußerungen des kirchlichen Lebens in den Gliedkirchen der EKD im Jahr 2008. Hannover 2010, S. 5, Sp. 10 unten.

vereinbar ist, kann hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls darf man u.a. unterstellen, dass entweder der Konfessionswechsel zu diesem Zeitpunkt noch nicht endgültig feststand oder im Fall seines insgeheim bereits geplanten Vollzuges der Übertritt der Tochter schon ins Auge gefasst war.

Die nächste Stufe in der Verstrickung der sich anbahnenden Komplikation war, dass sich Ferdinand, der Sohn von Graf Christian Friedrich, dem Chef der Grafenfamilie in Wernigerode, mit Marieagnes, der Tochter Friedrich Leopolds, in Eutin verloben wollte. Hierfür erhielt er im Januar 1800 auch das verbindliche Jawort. Unter Hinweis auf das Alter des Mädchens von nur 15 Jahren (im Mai 1800) wurde die förmliche Verlobung jedoch bis nach deren Konfirmation zu Ostern 1801 aufgeschoben. Gleichwohl betrachteten künftige Braut und Bräutigam die von beiden Familien als segensreichen Glücksfall begrüßte Verbindung als endgültig und bindend. Sowohl die Wernigeroder als auch die Eutiner Grafenfamilie waren über die absehbare Ehe ihrer Kinder hochbeglückt.

Friedrich Leopold Graf Stolberg kündigte daraufhin dem Chef des Hauses in Wernigerode seine Absicht mit, ihm Anfang Juni seine Aufwartung zu machen. Die Ernsthaftigkeit der Vermählungsabsicht ist daraus zu erschließen, dass Marieagnes zusammen mit ihrer Tante Katharine bereits im Frühjahr 1800 auf das Wernigeroder Stammschloss vorausreisen durfte, um dort in die künftige Schwiegerfamilie hineinzuwachsen und auch ihren Konfirmandenunterricht fortzusetzen, was in beiderseitigem Einvernehmen der Eltern befürwortet worden war.

Nun hatte aber die Eutiner Grafenfamilie vor dem für Anfang Juni versprochenen Besuch in Wernigerode noch einen Abstecher nach Münster geplant, auf dem bekanntlich zu Pfingsten, d.h. am 1. Juni 1800, in der Hauskapelle der Fürstin Gallitzin der Übertritt zur römisch-katholischen Kirche vollzogen wurde.

Ob dieser Schritt zunächst verheimlicht werden sollte oder nicht, jedenfalls erfuhren die Wernigeroder Gastgeber bereits vor der Ankunft ihrer Eutiner Gäste davon und eine klärende Aussprache zwischen Braut- und Bräutigamseltern war unumgänglich. Während J.H. Voß und etliche Biographen von „furchtbare Szenen" während dieser Aussprache berichteten, gibt es glaubwürdige Zeugnisse, dass dies keineswegs der Fall war. Sicher ist, dass trotz großer Enttäuschung der Chef des Hauses Wernigerode den Übertritt der Eutiner Schwiegerleute kommentarlos als Gewissensentscheid tolerierte. Die mündliche Einigung wurde eigens durch ein schriftliches Protokoll vom 10. Juni 1800 festgehalten, das dem Eutiner Grafen am nächsten Tag zur billigenden Kenntnisnahme vorgelegt wurde. Es umfasst sieben Punkte und lautet:

> Dein Entschluß, die lutherische Religion mit der katholischen zu verwechseln, liegt außer den Grenzen meiner Beurteilung. Ich respektiere, was geschehen ist. Von der Treue und Gewissenhaftigkeit, mit welcher Du seither Deine Kinder in der Religion unterrichtet hast, ist zu erwarten, dass Du diesen Unterricht fernerhin in der Masse, jedoch mit Rücksicht auf die Glaubenslehren der katholischen Kirche, fortsetzen werdest.

> Ein 2 Jahr lang auf diese Art fortgesetzter Unterricht sowohl, als der tägliche Umgang mit Leuten deiner nunmehrigen Religion und der wahrscheinliche Aufenthalt an einem durchaus katholischen Orte, birgt die größte Wahrscheinlichkeit, dass Deine Kinder sich zu keiner anderen Religion als zu der katholischen bekennen werden.
>
> Marieagnes war Ferdinands Verlobte, ehe dieser nur im geringsten von Deiner Religionsveränderung etwas ahnen konnte.
>
> Ferdinand ist fest entschlossen, keine katholische Frau zu heiraten.
>
> Ferdinand erhielt von dem Augenblick an, da er sich mit Marieagnes, bei völliger Zustimmung seiner Eltern vor Gottes Allgegenwart verlobte, ein unumstößliches Recht auf ihren Besitz.
>
> Ferdinand kann also verlangen, dass seine Verlobte von Stund an aus dem Hause gehe, in welche sie zu einer Religion geführt wird, die mit der Seinigen im Widerspruch steht.[15]

Der Eutiner Graf Friedrich Leopold ließ sich auf dieses Protokoll ein und, wie verabredet, wurde verfahren. Marieagnes durfte bis zur Konfirmation und Trauung in Wernigerode bleiben und musste nicht konvertieren. Erwartungsgemäß war die Beziehung zwischen den beiden Grafenfamilien nicht mehr so ungetrübt, unbeschwert und freimütig wie früher. Aber ein reger und herzlicher Briefwechsel konnte den Konfessionswechsel unbeschadet überstehen. Auch gegenseitige Besuche wurden fortgesetzt.

Selbstverständlich könnte man diese zwischenfamiliäre Belastungsprobe in einem eigenen Vortrag noch genauer und ausführlicher analysieren. Ich denke aber, dass man beiden Grafen für ihr Arrangement einen gewissen Respekt – unter den Bedingungen ihrer Zeit – nicht versagen kann. Die dokumentierte Aussöhnung bezeugt nicht nur Toleranz, sondern überkonfessionelle Geschwisterlichkeit, die man heute vielleicht als ökumenische Gesinnung bezeichnen würde.

Für die zeitgenössische kontroverstheologische Situation bedeutete das Einlenken der Eutiner zumindest indirekt vier Zugeständnisse: Erstens, dass Marieagnes auch in der evangelischen Konfession des Heils nicht verlustig geht – dies entgegen dem damals noch gültigen Prinzip „Außerhalb der Kirche (scil. der römisch-katholischen) gibt es kein Heil". Und zweitens – dies vor allem aus Graf Stolbergs pauschaler Sicht des sich selbst zerstörenden neologischen Protestantismus – das Zugeständnis für zumindest eine Form protestantischer Frömmigkeit, die ihm, dem soeben erst Konvertierten, tolerabel erschien. Drittens ließe sich noch festhalten, dass das „Es sei verdammt!" des Tridentinischen Konzils über evangelische Glaubensinhalte zumindest teil- und ansatzweise ausgesetzt wurde. Viertens: Die Beibehaltung der Lutherbibel für Marieagnes wie auch für ihren konvertierten Vater. Dies war damals noch unstatthaft, da die Bibel in der Hand von Laien ohne Sondererlaubnis nicht erlaubt war.[16] Im Gegenzug für solches Einlenken könnte man aus heutiger (!) Sicht die Resolutheit von Graf

15 Eduard Jacobs: Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg. Leipzig 1902 (Flugschriften des Evangelischen Bundes 201/202), S. 34f.

16 W. Sucker: Artikel *Bibelverbot*. In: Die Religion und Geschichte und Gegenwart (RGG), 3. Aufl. 1957, Bd. 1, Sp. 1224-1225.

Ferdinand, keine katholische Frau zu heiraten, bedenklich finden und daran erinnern, dass selbst damals schon konfessionsverbindende Ehen zwischen (katholischen) Wittelsbachern und (evangelischen) württembergischen Prinzessinnen per juristisch ausgeklügelten Eheverträgen realisiert werden konnten.

Die selbstredende Aktualität der „Wernigeroder Verständigung" gewinnt im Zeichen des EU-Beitritts der Türkei zusätzliche Bedeutung. Während Altbundeskanzler Kohls Partei noch zögerlich ist, hat bekanntlich sein Sohn in London während des Studiums eine türkische Muslima lieben gelernt und mit ihr die Ehe in der Türkei in Anwesenheit des Vaters geschlossen. Faktisch scheint privatim bereits möglich zu sein, was prinzipiell noch als schwierig gilt.

6. Vossens Beitrag zu der Aktualität des Konfessionswechsels

Bislang war die Rede nur von der aktuellen Bedeutung von *Stolbergs* Übertritt. Im vielfältigen Motivbündel, der ihn ermöglichte, spielt neben der Wahrnehmung unbestreitbarer Verfallserscheinungen in Teilen des damaligen Protestantismus auch die Anziehungskraft der Münsteraner *Familia Sacra* um die attraktive Fürstin Gallitzin[17] eine Rolle. Insbesondere aber auch der rationalistisch-neologische Eutiner Hofrat und Schulmann J.H. Voß. Voß hat zwar keine ausschließliche, aber doch eine erhebliche Mitschuld bzw. – neutraler ausgedrückt – einen nachhaltig wirksamen Anteil an Stolbergs Übertritt. Die unterschiedliche politische Einschätzung der Französischen Revolution braucht als vielverhandeltes Thema hier nicht nochmals aufgerollt werden. Auch die im Hainbund beschworene ewige Freundschaft und ihr Ausmünden in einen erbitterten feindseligen Zwist wollen wir hier nicht weiterverfolgen, obwohl sie im Umkippen von Parteifreundschaften auch heute noch aktuell werden kann.

Mir scheint die Aktualität von Vossens Beitrag zu Stolbergs Übertritt sehr viel tiefer liegende weltanschaulich-religiöse Gründe zu haben,[18] letztlich um die bis heute andauernden Auseinandersetzungen um eine selbstkritisch über sich selbst aufgeklärte Aufklärung, bzw. um das Verhältnis von Vernunft und Glauben zu kreisen.

Um dieser eigentlichen Problematik ansichtiger zu werden, beginnen wir mit einigen äußerlichen, aber ins Zentrum der Auseinandersetzungen führenden Kontrastierungen:

17 Die maßgebliche Rolle der Fürstin Gallitzin wird ersichtlich aus dem Briefwechsel zwischen ihr und Stolberg. Vgl. vor allem den bei Lagaude (wie Anm. 12) im Anhang S. 88, Nr. 7 zitierten Brief. Dem trägt auch die Gliederung der Aussstellung gebührend Rechnung. Vgl. dazu auch die erhellenden Kapitel in den Stolberg-Biographien sowie im Stolberg-Ausstellungskatalog der Beitrag von Horst Conrad (wie Anm. 3).

18 Ludwig Stockingers Feststellung im Eutiner Symposionsband (wie Anm. 3) S. 246 ist nichts hinzufügen: „Es geht um sehr viel mehr als um das kleinliche Gezänk zweier alter Männer, die einmal Freunde gewesen waren."

Hier bei Stolberg:	Dort bei Voß:
ein pietistisch-herrnhutischer Sozialisationshintergrund	ein zwar abgebrochenes, aber immerhin neologisch-theologisches Studium vor einem philologisch-philosophischen
ein selbstbewusster Vertreter eines ehrwürdigen alten Adelsgeschlechtes	ein begabter Emporkömmling, dem erst ein Uni-Stipendium das Eintrittsbillett zum Aufstieg in das Bildungsbürgertum verschaffte
ein das Bibelwort als Gotteswort buchstäblich verehrender Biblizist	ein zwar die Offenbarung keineswegs leugnender Rationalist, aber sich historisch-kritischer Bibelauslegung und Dogmeninterpretation öffnender Neologe
göttliche Offenbarung auch in bzw. durch poetische Inspiration	Offenbarung nicht an der Vernunft vorbei
Begegnung mit alternativen Katholizismen in Italien und Münster	Befangenbleiben in einem deutsch-protestantischen Antikatholizismus Ende des 18. Jahrhunderts
Kulturelles braucht eine christliche Überhöhung und Zielsetzung	die von Gott gegebene Vernunft waltet eigenverantwortlich und frei in weltlichen Teilbereichen
Vernunft wird dem geglaubten Glauben im Konfliktfall aufgrund kirchlich-päpstlicher Unfehlbarkeit untergeordnet	Glaube und Vernunft korrelieren

Vor diesem weiter differenzierbaren Hintergrund gelangten Stolberg und Voß, wenn sie über die fundamentalen Themen ihrer Zeit diskutierten, in unausweichliche Kontroversen. Wo sie mit dem kompromisslosen Wahrheitspathos ehemaliger Hainbündler religiöse Grundannahmen kritisch zur Disposition stellten, konnten sie nicht umhin, sich schmerzlich zu verletzen. Das taten Voß und Stolberg, wenn sie ihre Positionen verabsolutierten, der eine gleichsam als biblizistischer Offenbarungspositivist, der zunächst in seiner Bibel und in seinen Bekenntnisschriften und dann im Katholizismus eine für immer und ewig gültige Wahrheit durch die Kirche als unfehlbare und alleinseligmachende Instanz verbrieft sah. Der andere als wenig selbstkritischer unaufgeklärter Aufklärer, der zwar zu Recht die Vernunft als Gottes Schöpfungsgabe begrüßte, aber noch nicht sehen konnte, dass auch die Vernunft missbraucht werden kann, und zwar in dem Sinne, wie Luther von der „Hure Vernunft" neben ihrer göttlichen Bestimmung reden konnte.

Beide, Stolberg und Voß, verstanden sich durchaus als Christen, was sie sich auch keineswegs bestritten. Aber der eine befürchtete den Untergang des Christentums,

wenn der Aufklärung nicht Einhalt durch die Kirche als Garant unerschütterlicher Glaubenswahrheiten geboten wird, wofür er bereits apokalyptische Zeitzeichen zu sehen vermeinte. Der andere hingegen erwartete von der Vernunft eine Wappnung des Glaubens gegen die Gefährdung des Christentums als Auslaufmodell auf dem Weg in die neuzeitlich-säkulare wissenschaftliche Welt und war stolz auf ethische Selbstbestimmung im Unterschied zur Befolgung einer naturrechtlich begründeten kirchlichen Moral.

Mit den ihren Standpunkten zugrunde liegenden Grundannahmen bleiben sie aktueller als ihnen bewusst sein konnte. Kein geringerer als Romano Guardini vermeinte noch vor einem halben Jahrhundert das Ende des Protestantismus als Kind der Neuzeit aufgrund innerer Selbstzerstörung, wegen seines schrankenlosen Individualismus und moralischer Auszehrung aufgrund autonomer Selbstbestimmung usw. vorhersagen zu können.[19]

Und diese Linie lässt sich von Stolberg über Guardini bis zur Regensburger Vorlesung von Benedikt XVI. verfolgen.[20] Auch er fragt den Protestantismus, ob er nicht mit Reformation, Aufklärung, insbesondere Kant, und dem liberalen Protestantismus eines Adolf von Harnack mitschuldig geworden sei an den Ab- und Irrwegen der neueren und neuesten Zeit. Um diesen zu entgehen bzw. sie zu vermeiden, empfiehlt Benedikt XVI. zur altkirchlichen Zuordnung von Vernunft und Glaube zurückzukehren, wie sie die Hellenisierung des biblischen Evangeliums mit der Korrelation von Jerusalem und Athen geleistet hätte.

Anders als Stolberg pocht Voß, ohne im Geringsten auf Offenbarung zu verzichten, auf aufgeklärte Vernunft, die im Verein mit moderner Wissenschaft das Bestehen der Zukunft ermöglichen könne und solle. Vossens Urteil verlängert sich über den protestantischen Liberalismus bis in den Gegenwartsdiskurs protestantischer Theologen und Bischöfe, wenn sie zurückhaltend bis ablehnend auf des Papstes Korrelation von Vernunft und Glaube im Sinne der Alten Kirche und der sogenannten Hellenisierung des biblischen Glaubens reagieren.[21]

Beim ersten Betrachten scheinen Pessimismus und Optimismus unvermittelt aufeinander zu prallen.

19 Romano Guardini dezidiert in: Das Ende der Neuzeit, Würzburg 1950 und passim im weiteren Œuvre. Vgl. dazu Wolfgang Huber: Die Rede von Gott und die Weltlichkeit der Welt. In: Arbeitsstelle Gottesdienst 2 (2005), S. 5-17, wo er sich in Kap. 3 ausführlich mit einer Gegenüberstellung von Guardini und Bonhoeffer befasst.

20 Benedikt XVI.: „Glaube, Vernunft, Universität" - Papstrede an der Uni Regensburg, 12.9.2006. URL: http://storico.radiovaticana.org/ted/storico/2006-09/94864_glaube,_vernunft,_universitat_-_papstrede_an_der_uni_regensburg.html (letzter Abruf am 3.6.2012).

21 Vgl. die Kritik von Kardinal Walter Kasper an Bischof Huber und den (protestantischen) Theologen Graf und Gräb in: Die Religionen und die Vernunft. Die Debatte um die Regensburger Vorlesung des Papstes. Hg. von Knut Wenzel. Freiburg 2007, S. 71ff. – Es überrascht, dass der katholische Kardinal die protestantischen Theologen rügt, dass sie in ihrer Reaktion auf die Papstrede Luther vergessen bzw. unerwähnt gelassen hätten (sic!).

Wenn ich die hochaktuelle katholisch-protestantische Debatte nach der Regensburger Papstrede recht verstehe, wird mir ziemlich deutlich, dass der Streit zwischen Voß und Stolberg im Weimar des Nordens aktueller ist als je zuvor und wohl auf absehbare Zeit auch bleiben wird. Vielleicht lässt er sich objektiv auch gar nicht endgültig entscheiden, sondern bleibt als philosophische Dauerherausforderung bestehen. Denn letztlich geht es – wie mir scheint – um eine ihrer Grenzen und Geschichtlichkeit bewusste Vernunft einerseits und einen Glauben, der sich in aller Angefochtenheit von Christus dem gekreuzigten und auferstandenen Gottessohn zum Zeugnis in säkularster Weltlichkeit berufen weiß. Stolberg tendiert mit dem derzeitigen Papst für die Synthese der Alten Kirche, also ein hellenisiertes biblisches Christentum. Voß neigt mit dem liberalen Protestantismus für eine zukünftige Bewährung des Glaubens in unbeschönigter Diesseitigkeit.

Indem man sich das klar vor Augen hält, muss man außer Stolberg und Voß auch noch einen Dritten oder weitere Diskutanten in die Gesprächsrunde bitten. Ich vermag mir noch nicht ganz auszumalen, wie der Eutiner Konfessionswechsel ungeachtet seiner teilweisen brisanten Aktualität auf agnostische, areligiöse, nicht mehr und nichtchristliche oder religiös absolut gleichgültige Menschen wirken könnte.[22] Solche leben in wachsender Zahl nach 12 Jahren NS-Diktatur und 40 Jahren SED-Staat unter uns, obwohl es sie auch schon zu Zeiten des Alten Testaments und erst recht im 18. Jahrhundert gegeben hatte. Falls sich moderne Nichtchristen überhaupt für Voß und Stolberg interessieren, wird man sehr genau hinhören müssen, ob und wie die gräfliche Konversion von 1800 von ihnen wahrgenommen und verstanden wird. Ausschließen kann und sollte man dies nicht von vornherein.

Die Philosophen Adorno und Horkheimer haben als moderne Aufklärer bereits um die Dialektik der Aufklärung gewusst. Sie scheuten sich nicht, einer über sich selbst aufgeklärten selbstkritischen Aufklärung die „Sehnsucht nach dem ganz anderen"[23] zuzugestehen. Und Jürgen Habermas, an dem heute gewiss kein Zeitdiskurs vorbeigehen kann, behauptete 2007:

> Vernunft und Religion verstricken sich auch in der Moderne noch gegenseitig in Lernprozesse. Die selbstkritische Auseinandersetzung der säkularen Vernunft mit Glaubensüberzeugungen vermöchte das Bewußtsein für das Unabgegoltene religiöser Überlieferungen zu schärfen und die Vernunft gegen einen ihr innewohnenden Defätismus [d.h. Resignation, K.K.] zu stärken.[24]

22 Hier ist zu verweisen auf Richard Dawkins „God Delusion" (2006; dt.: Der Gotteswahn. Berlin 2007) und die Replik des Wissenschaftstheoretikers und Mathematikers John Lennox und ihre weltweit ausgestrahlte Debatte vom 3.10.2007 in der Universität von Birmingham/Alabama (vgl. Internet-Flash „The God Delusion Debate").

23 Max Horkheimer: Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Ein Interview mit Kommentar von Hellmut Gumnior. Hamburg 1970 (Stundenbücher, 97).

24 Vgl. den Beitrag von Jürgen Habermas: Ein Bewusstsein von dem was fehlt. Über Glaube und Wissen und den Defätismus der modernen Vernunft. In: Die Religionen und die Vernunft (wie Anm. 21), S. 47-56, mit dem S. 47 vorangestellten Motto.

Blicken wir von Habermas auf Stolberg und Voß zurück, so könnten wir bei Stolberg die standhafte und kritische Auseinandersetzung mit der säkularen Vernunft vermissen. Mit seinem Konfessionswechsel zog er sich in seine innere Seelenruhe bei Gleichgesinnten im Münsterlande zurück, was er als finanziell abgesicherter Privatier sich auch leisten konnte. Den Hofrat hingegen darf man fragen, ob er das ‚Unabgegoltene religiöser Überlieferungen' in seinem optimistischen Rationalismus noch gebührend wahrnehmen konnte. Zu diesen religiösen Überlieferungen muss man nicht nur reformatorische, sondern auch römisch-katholische zählen. Deren näheren Umfang konkreter zu bestimmen, gilt es in dem, was Habermas „gegenseitige[] Lernprozesse" nennt, immer neu in Erfahrung zu bringen. Oder mit anderen Worten: in einem nicht nur „ökumenischen", sondern interreligiös und pluralen weltanschaulichen Dialog zu identifizieren. Durch ihre Flucht voreinander haben sich Voß und Stolberg – und nicht nur sie – einem gegenseitigen Lernprozess verweigert, zumindest entzogen.[25] Vossens Polemik u.a. in seiner Ode *Warnung* oder seiner Schmähschrift von 1819 *Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?* sind ein Rückschritt hinter einem auch um 1800 längst möglichen schiedlich friedlichen Nebeneinander in dem Bilde von einem Hause mit mehreren Wohnungen für unterschiedliche Konfessionen.[26] Solche Verweigerung können wir uns in einer globalisierten Welt nicht mehr leisten. Dies einzusehen, dürfte nicht die geringste aus Stolbergs Konversion zu ziehende aktuelle Lehre sein.

7. Versuch eines resümierenden Rückblicks:

Blicken wir zum Schluss auf das Gesagte zurück, so haben wir eine ganze Reihe von eventuellen Aktualitäten des Eutiner Konfessionswechsels gestreift. Stenogrammartig seien sie noch einmal in Erinnerung gerufen:

– Respektierung eines Gewissensentscheids
– Einfordern von Toleranz
– Respekt vor Zivilcourage
– Unveräußerliches Elternrecht auf Erziehung
– Religiöse Selbstbildung statt bloßen Konsums inszenierter Glaubenssurrogate
– Vorsicht vor „blinden Flecken im Auge" des Konfessionalismus
– Keine Abwerbung von anderen Konfessionen und Proselytenmachen im Zeitalter der Ökumene
– Interkonfessionelle und interreligiöse Lernprozesse in der globalisierten Welt

25 Angeblich soll der wohl bedeutendste Theologe des 20. Jahrhunderts, der Schweizer Karl Barth, geäußert haben, es sei „unanständig zu konvertieren". Die Konfession sei der Ort der Verantwortung, dem man sich nicht einfach entziehen soll. Mit Engagement und Kritik habe man zunächst das auszuhalten, wo Gott einen hingestellt hat. Berichtet bei Frieling (wie Anm. 4), S. 5 mit Hinweis auf Barths Kirchliche Dogmatik Bd. IV/1, S. 759.

26 Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen von Eduard Jacobs (wie Anm. 15), S. 21ff. über Johann Michael Sailer und Lavaters Bemühungen, einen übertrittswilligen Klosterbruder zu seinem Abt nach Maria Einsiedeln zurückzubewegen.

Wenn Bildung das ist, was bleibt, nachdem das Schulwissen vergessen ist, so könnten wir versucht sein, zu fragen: „Was lässt sich nach diesem Vortrag als nachhaltiger Ertrag mit nach Hause nehmen?" – Ich stieß auf eine Antwort, die der Archivrat Dr. Jacobs aus Wernigerode bereits im Jahre 1902 gefunden hatte und die nur geringfügig modernisiert zu werden braucht – durch die Ergänzungen in Klammern – um bedenkenswert zu bleiben:

> Ein nicht zu übersehender Vorteil des Stolbergschen Übertritts war es, daß viele, aus ihrem religiösen Halbschlummer aufgeweckt, ihren geistlichen Besitzstand [sprich ihren Lebenssinn] sorgfältiger prüften, sich auch des Wertes ihres evangelische Bekenntnisses [bzw. weltanschaulichen Standpunktes] bewußt wurden, daß endlich viele den Unrat und Schaden des öden Rationalismus gewahr wurden, durch den man sich wichtige Heilsgüter hatte entreißen lassen.[27]

27 Ebd. S. 40

„Hoch vom Olymp ward uns die Freude"

Spuren des Holsteiner Liedkomponisten Heinrich Christian Schnoor

von Martin Grieger

... was hat, zum Beispiel, der Pape schon in Hoffnung gelebt, ehe Du kamst.
Arno Schmidt: Tina oder über die Unsterblichkeit

> Bey C. W. Meyn, Rathsbuchdrucker, Filsterstraße, No. 47, ist herausgekommen und daselbst für 8 ßl. so wie auch bey den Herren Günther & Böhme, im Schopenstiel, zu haben:
>
> > Musikalisches Blumensträuschen fürs Clavier oder Fortepiano, den Kennern und Liebhabern gewidmet, von H. C. Schnoor. Zweytes Heft. 2 Bogen in groß Queer-Quart. Dies 2te Heft enthält Lieder von Salis, Matthisson, Gleim und Voß.[1]

Nur eine kurze Notiz, die Anzeige einer musikalischen Neuerscheinung im *Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten* vom 31. August 1796 steht am Beginn. „Dies zweite Heft enthält Lieder von [...] Voß." Welcher Text von Johann Heinrich Voß hat den Komponisten zu einer Melodie angeregt? Bisher ist keine Vertonung eines Voß-Liedes durch einen H. C. Schnoor nachweisbar.[2] Völlig unbekannt ist dieser Liedkomponist allerdings nicht; nicht nur einschlägige Musiklexika verzeichnen seinen Namen. Doch die Informationen beschränken sich auf einige vage Angaben, dürftige Spuren eines langen Lebens.

Die Suche nach den Spuren des Komponisten Heinrich Christian Schnoor begann 1863, nachdem Hoffmann von Fallersleben, der Dichter, Demokrat und Volksliedforscher, in der dritten Auflage seines beeindruckenden Sammelwerkes *Unsere volkstümlichen Lieder* die Annahme geäußert hatte, dass das in vielen Commersbüchern abgedruckte und offenbar gern gesungene Lied *Vom hoh'n Olymp herab kam uns die Freude* von Heinrich Christian Schnoor nicht nur komponiert, sondern auch gedichtet worden war.[3]

Ein erstes Resümee der dadurch ausgelösten Spurensuche konnte Carl Rudolf Wilhelm Klose vorlegen, der Bearbeiter des sechsten Bandes des *Lexikons der hambur-*

1 Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. Anno 1796. (Am Mittewochen, den 31 August.) Num. 140, S. [7]f.

2 Robert Eitners *Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts* (Leipzig 1904-1916. Bd. 9, S. 56) führt keine Vertonung eines Voß-Textes auf. Auch im RISM findet sich kein Hinweis auf ein Voß-Lied von Schnoor. Eine gedruckte Aufstellung der Voß-Vertonungen gibt es bisher leider noch nicht.

3 August Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Unsere volksthümlichen Lieder. Mit Fortsetzung und Nachträgen. 3. Aufl. Leipzig 1869, S. 134.

gischen Schriftsteller. Er hatte alle Informationen über Schnoor zusammengetragen, deren er in Hamburg habhaft werden konnte:

> Schnoor (Heinrich Christian) würde wohl kaum hierher gehören, da er sich nur sehr kurze Zeit in Hamburg aufgehalten hat, wenn man in ihm nicht den Verfasser des Liedes: „Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude" suchte. [...] Schnoor war aus Lübeck gebürtig und studirte im Anfange der 1790ger Jahre in Halle. Er war anfangs Secretär beim Prinzen von Coburg, kam 1796 nach Hamburg u. schlug bald darauf seinen Wohnsitz in Altona auf. Im November des Jahres 1796 nahm er ein Engagement bei dem Kaufmann Bauermann zu Gretsyl in Ostfriesland an, aber auch von hier schickte er seine Compositionen, zum Theil auch selbst gedichtete Texte nach Hamburg, um sie hier drucken zu lassen. Schnoor kam zuletzt im Sept. 1828, etwa 70 Jahre alt, aus Frankreich zu Fuß nach Hamburg u. suchte bei Bekannten Unterstützung, um nach Breslau zu wandern, wo er als Sprachlehrer angestellt zu werden hoffte. Er nannte sich damals „Professor".[4]

Klose stützt sich bei seinen Angaben im wesentlichen auf den Artikel *Schnoor, (H.C.)* im vierten Band des *Neuen historisch-biographischen Lexikons der Tonkünstler* von 1814,[5] für den der Herausgeber, der Schwarzburg-Sonderhausener Hofsekretär Ernst Ludwig Gerber, offensichtlich Erkundigungen bei Schnoors Verleger, dem Hamburger Ratsdrucker Carl Wilhelm Meyn, eingezogen hatte. Ergänzt wurden diese Angaben durch die unzutreffende Vermutung über Schnoors Geburtsort und den Bericht über Schnoors Auftauchen in Hamburg 1828, den Klose offenbar den erwähnten Hamburger Bekannten von Schnoor verdankt. An keiner Stelle verbirgt die biographische Skizze, dass sie die meisten Informationen nur vom Hörensagen kennt.

Doch wo konkrete Fakten fehlen,[6] blühen Spekulationen und Klischees. So finden wir im 32. Band der renommierten *Allgemeinen Deutschen Biographie* eine fast schon poetisch zu nennende Beschreibung des Lebenswegs:

> [...] Von den Lebensumständen dieses vagirenden Genies, der ein Epigone der mittelalterlichen „fahrenden" Künstler gewesen zu sein scheint, sind nur einzelne Stationen seiner Kometenlaufbahn bekannt. Zu Anfang der 1790er Jahre studirte er (ein „alter Student") in Halle, wenigstens hielt er damals sich dort auf und verkehrte als gefeierter Gesellschafter in Studentenkreisen, die er durch seinen Gesang zur Guitarre oder am Clavier, wie durch seine gereimten Improvisationen zu beleben verstand, wie ähnlich vor- oder nachher auf anderen deutschen Universitäten. [...]; nirgendwo weilte er lange, stets weiter wandernd mit

4 Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Bd. 6. Hamburg 1873, S. 629f., Nr. 356: Schnoor (Heinrich Christian).

5 Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, welches Nachrichten von dem Leben und den Werken musikalischer Schriftsteller, berühmter Komponisten, Sänger, Meister auf Instrumenten, kunstvoller Dilettanten, Musikverleger, auch Orgel- und Instrumentenmacher, älterer und neuerer Zeit, aus allen Nationen enthält; von Ernst Ludwig Gerber, Fürstlich Schwarzburg-Sonderhausischem Hof-Sekretair zu Sondershausen. Vierter Theil. S - Z. Nebst einem fünffachen Anhange von Nachrichten über musikalische Bildnisse, Büsten, Abbildungen berühmter Orgeln und musikalischer Erfindungen. Leipzig 1814, Sp. 108.

6 Édouard-Marie Oettinger's *Moniteur des Dates* (Leipzig 1873, S. 195) zwängt nur die bekannten Daten in ein festes Schema, wobei Kloses Vermutung, Schnoor könne in Breslau gestorben sein, zur Gewißheit mutiert, enthält aber keine neuen Fakten.

seiner Guitarre und seinem Liederschatz. Als Freimaurer fand er überall einige brüderliche Unterstützung. [...][7]

Der Verfasser des Artikels, der Hamburger Jurist und Archivar Otto Beneke, der Sohn des Fouqué-Freundes Ferdinand Beneke, hatte schon früher eine bis heute immer wieder aufgelegte Sammlung *Hamburgischer Geschichten und Sagen* veröffentlicht.

Nachdem Friedrich Michael 1922 in einem *Euphorion*-Artikel[8] nachgewiesen hatte, dass die dritte Strophe des beliebten Liedes *Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude* sich stark an Voß' *Neujahrslied* anlehnt, erlosch das Interesse an Schnoor und seinen Spuren. Die Anlehnungen halten sich durchaus noch in den Grenzen, die im 18. Jahrhundert bei Dilettantendichtungen üblich waren, entsprachen aber nicht mehr dem Originalitätsanspruch des frühen 20. Jahrhunderts.

Übersehen wurde bei dieser Spurensuche, dass bereits 1797, noch zu Schnoors Lebzeiten, in Berend Kordes' *Lexikon der jetztlebenden schleswig-holsteinischen und eutinischen Schriftsteller* eine biographische Notiz über ihn erschienen war.[9] Danach wäre er entweder „im Dorfe Blumenthal Amts Bordisholm" oder „auf dem Gute Rethwisch [...] in Wagrien" in den Sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts zur Welt gekommen, doch das beigefügte Fragezeichen hebt jede Gewißheit auf. Auch die mit zwei Fragezeichen ausgestattete Berufsangabe, Schnoor sei „Schauspieler [...] zu Prag", bietet keinen zweifelsfreien Anhaltspunkt. Die 1830 erschienene Fortsetzung, Lübkers und Schröders *Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller von 1796 bis 1828*,[10] ergänzt die Angaben mit dem Hinweis, Schnoor sei bereits verstorben, doch Angaben zu Ort und Datum des Todes fehlen.

Tatsächlich ist Heinrich Christian Schnoor, auch nach seinen eigenen Angaben, in Rethwisch in Holstein geboren. Von den vier Orten dieses Namens,[11] die in Frage kommen, ist der südlich von Bad Oldesloe gelegene, heute durch die Autobahn Lübeck - Hamburg geteilte Ort, einst der Mittelpunkt des Herzogtums Rethwisch, nachweisbar der Geburtsort des Komponisten.

1671 war Rethwisch aus dem Herzogtum Plön ausgegliedert und Herzog Joachim Ernst (dem Jüngeren) als Erbteil übergeben worden. Ein so kleines Herzogtum war im Grunde nicht überlebensfähig, doch offensichtlich zählte der Titel bei dieser Erbteilung mehr als die Herrschaft. Noch im Jahr des Herrschaftsantritts trat der Herzog von Rethwisch in spanische Dienste. Dort machte er rasch eine militärische Karriere,

7 Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 32. Neudruck der 1. Auflage von 1891. Berlin 1971, S. 80f.

8 Friedrich Michael: Zum Lied: Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude ... [vermutlich von Heinrich Christian Schnoor]. In: Euphorion 24 (1922), S. 163f.

9 Lexikon der jetztlebenden schleswig-holsteinischen und eutinischen Schriftsteller. Möglichst vollständig zusammengetragen von Berend Kordes. Schleswig 1797, S. 299.

10 Detlev Lorenz Lübker und Hans Schröder: Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller von 1796 bis 1828. Abt. 2. N - Z. Altona 1830, S. 523.

11 Bei Preetz, beim Bungsberg, bei Bad Oldesloe und bei Lägerdorf in der Nähe von Itzehoe.

trat zum Katholizismus über, wurde zum spanischen Granden ernannt und brachte es zum General der spanischen Kavallerie. Nur selten hielt er sich in Rethwisch auf, ließ sich jedoch dort ein vierflügeliges Schloss mit einem 34 m hohen Turm und einer umgebenden Grabenanlage errichten. Ein Jahr nach Fertigstellung des Baus starb der Herzog im Jahr 1700 in Madrid. Als sein Erbe Johann Adolf Ernst 1729 in Hamburg starb, fiel Rethwisch wieder zurück an das Herzogtum Plön, und Herzog Friedrich Carl mußte für 18.000 Reichstaler Rethwischer Schulden aufkommen.[12]

Eine eigene Kirche besaß die Gemeinde Rethwisch nicht, daher befindet sich der Taufeintrag des Komponisten Schnoor in den Registern der Kirchengemeinde Oldesloe. Im siebten Band des Taufbuchs sind auf einem nachträglich bei der Seite 180 eingehefteten Blatt die Daten festgehalten. Demnach ist der Knabe Schnoor am 15. Juni 1762 geboren und am 21. Juni auf den Namen Hinrich Christian getauft worden.[13]

Der Vater, Jacob Johann Schnoor, wurde um 1720 in Glückstadt an der Elbe geboren und studierte ab dem Sommersemester 1739 in Jena,[14] vermutlich Jura. 1755 ist sein Name auf der Liste des Plöner Kabinetts zu finden, er bekleidet die Position des Kammerassessors.[15]

Am 3. Februar 1758 heiratete er in Ribnitz Margaretha Catharina Carolina von Barner, die Mutter des Komponisten. Sie entstammt einer mecklenburgischen Adelsfamilie (älteste dänische Linie der Zaschendorfer)[16] und ist 1726 ebenfalls in Glückstadt geboren, wo ihr Vater als dänischer Oberst stationiert war.[17] Da der Stammbaum der Barners bei dieser Ehe auch Angaben zum Beruf des Bräutigams verzeichnet: „Plönischer Kammerassessor und Amtmann zu Rethwisch", ist gesichert, dass

12 Hubertus Neuschäffer: Schlösser und Herrenhäuser in Südholstein. Würzburg [1984], S. 226-233; Adolf Christen: Das Herzogtum Rethwisch bei Oldesloe mit seinem gleichnamigen Vorwerk. In: Jahrbuch für den Kreis Stormarn 4 (1986), S. 98-107.

13 Das nachträglich eingeheftete Blatt mit einer von den übrigen Eintragungen abweichenden Handschrift legt die Vermutung nahe, dass eine Haustaufe vorliegt, die erst bei Gelegenheit im Kirchenbuch dokumentiert wurde. Auch die Taufe des älteren Bruders ist von der chronologischen Reihenfolge abweichend eingetragen worden.

14 Die Matrikel der Universität Jena. Im Auftrag des Rektors herausgegeben von Günter Steiger, weitergeführt von Hans Herz. Bd. 3. 1723-1764. Bearb. von Otto Köhler. Mit einer Einleitung von Heinz Wießner. München 1992 (Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena), T. 1, S. 334.

15 Urkundenbuch zur Chronik der Stadt Plön. Urkunden und Akten, gesammelt und mit Erläuterungen versehen von Bürgermeister [Johannes Christian] Kinder. Plön 1890, S. 320.

16 Beiträge zur Geschichte der Familie von Barner, gesammelt und zusammengestellt von dem am 13. August 1903 zu Wiesbaden verstorbenen Königlich Dänischen Kammerherrn Konrad von Barner a.d.H. Zaschendorf-Eskildstrup. Unter Mitwirkung und auf Kosten des Großherzogl. Mecklenb. Kammerherrn Ulrich von Barner auf Trebbow und Bülow, a.d.H. Zaschendorf-Bülow, überarbeitet, ergänzt und herausgegeben von Archivregistrator F. Rusch zu Schwerin. Bd. I. Familiengeschichte und Stammtafeln. Schwerin 1910, Stammtafel F.

17 Nach dem frühen Tod des Vaters 1736 scheint die Mutter mit ihrer Tochter nach Odense gezogen zu sein. Ob die Eltern des Komponisten sich bereits als Kinder in Glückstadt kannten und wie sie als Erwachsene zusammengefunden haben, sind, wie die in dieser Zeit nicht selbstverständliche Eheschließung einer Adligen mit einem Bürgerlichen, Fragen, die noch der Klärung bedürfen.

keine Personenverwechslung auf Grund zufälliger Namensgleichheit vorliegt. Der Taufeintrag des Komponisten bezeichnet den Vater als „Königl. Kammer-Rath und Amtsverwalter auf Rethwisch".

Gegen die Annahme, Jacob Johann Schnoor sei aus dem Zentrum des Herzogtums an dessen südliche Peripherie nach Rethwisch versetzt worden, weil er beim Herzog in Ungnade gefallen sei, spricht, dass 1759, bei der Geburt von Friedrich Carl Schnoor, dem älteren Bruder des Komponisten, der Herzog selbst sein Taufpate war und ihm seinen Namen gegeben hat.

Zudem gibt es Akten, die belegen, dass der Amtsverwalter Schnoor gerade in dieser Zeit für den Herzog in Geldgeschäften tätig war. Offenbar gehörte es zu den zentralen Aufgaben des Vaters, immer wieder Geldmittel zur Finanzierung des aufwändigen Lebensstils des Herzogs heranzuschaffen, der von der Geschichtsschreibung als „leichtlebiger, kunstbegeisterter Rokokofürst"[18] charakterisiert wird.

Tatsächlich konnte der Mann Geld drucken. Zu den herrschaftlichen Rechten, mit denen einst das Herzogtum Rethwisch ausgestattet worden war, gehörte auch das Münzrecht. Eine Gruppe Interessierter (der Begriff Investor war noch nicht üblich) konnte den Herzog von Plön für den Plan gewinnen, dort wieder eine Münzprägestätte einzurichten. Der Schmelzofen wurde mitten auf dem Schlossplatz aufgebaut, und zwei Flügel des Schlosses wurden abgerissen, um Platz für die Prägemaschinen zu schaffen. Bei den hohen Investitionen, die die Einrichtung einer Münzprägestätte erforderte, konnte ein Gewinn kaum erwirtschaftet werden. Mischte man dem Münzsilber allerdings ein minderwertiges Metall, meistens Kupfer bei, so konnte man durch diese Verschlechterung des Münzfußes einen höheren Reingewinn erzielen. Vorgemacht hatte die Münzverschlechterung in der Zeit des Siebenjährigen Krieges schon Preußen mit den „Ephraimiten", benannt nach dem Münzjuden Friedrichs II., Veitel Ephraim. So wurden auch in Rethwisch für den Fürsten von Anhalt-Zerbst „leichtere" Münzen geprägt.[19] Zu den Aufgaben Jacob Johann Schnoors in Rethwisch gehörte anscheinend auch, als Amtsverwalter die Münzprägung zu überwachen.

1761 starb Herzog Friedrich Carl, das Herzogtum Plön fiel an Dänemark. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich die dänische Regierung gegen die Münzstätte in Rethwisch gewehrt und nur nachgegeben, weil gleichzeitig in Eutin der Fürstbischof von Lübeck Friedrich August für den Herzog von Mecklenburg-Schwerin Münzen prägen ließ. Was in Eutin erlaubt war, konnte in Rethwisch nicht verboten werden. Nun änderte sich die Haltung, denn Dänemark brauchte dringend Geld. Der Regierungsantritt des im Eutiner Schloss aufgewachsenen Peter III. in Russland im Januar 1762 bedeutete für den vom Zaren verehrten Preußenkönig Friedrich II. Rettung in höchster Not, brachte Dänemark aber in größte Gefahr, denn der Zar aus dem Hause Gottorf war

18 Otto Brandt: Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß. Siebente Auflage überarbeitet und erweitert von Dr. Wilhelm Klüver. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Herbert Jankuhn. Kiel 1976, S. 201.

19 Christian Degn: Die Schimmelmanns im transatlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen. Neumünster 1974, S. 8-11.

fest entschlossen, die Ansprüche auf den von Dänemark im Nordischen Krieg 1713 eingezogenen Gottorfer Anteil am Herzogtum Schleswig militärisch durchzusetzen. Eine russische Flotte wurde in die westliche Ostsee geschickt, russische Truppen marschierten durch Mecklenburg. Ihnen wurden dänische Soldaten entgegengeschickt, deren Sold in Rethwischer Münze ausbezahlt wurde. Die Folgen waren katastrophal. In der Truppe entstand Unruhe, die minderwertige Rethwischer Münze wurde vielfach nicht als Zahlungsmittel akzeptiert, mehr und mehr dänische Soldaten desertierten sogar. Dem König blieb nichts anderes übrig, als für den Sold vollwertige dänische Münzen herauszurücken.[20] Der Sturz des Zaren Peter III. im Juli 1762 beendete die Gefahr. Unter Katharina II. kam es durch Gebietsaustausch zu einem Ausgleich der Interessen, der 1772 im Vertrag von Zarskoje Selo endgültig besiegelt wurde. Mit dem Hubertusburger Frieden 1763 endete nicht nur der Siebenjährige Krieg, sondern auch die Zeit der Münzverfälschung. In Rethwisch war bereits im Sommer 1762 die Münzprägung eingestellt worden. Statt dessen wurde auf dem Gut Wandsbek eine Affinerie errichtet, in der die „leichten" Münzen eingeschmolzen und das Silber von den unedlen Metallen geschieden wurde.

Auch das Oldesloer Taufregister dokumentiert die Verbindung der Familie Schnoor mit dem Münzprojekt. Einer der Paten des kleinen Heinrich Christian Schnoor ist der „Banquier in Hamburg H. Abel Seiler", der nicht persönlich bei dieser Feier anwesend sein kann und für den deshalb, wie für die beiden anderen Taufpaten auch, ein Vertreter am Taufbecken steht, und zwar der „Münz-Director bei der Rethwischer Münze". Der Begriff *Bankier* ist nicht nur aus heutiger Sicht ein wenig hoch gegriffen für die Tätigkeiten des Mannes, der mit dem Hamburger Johann Martin Tillemann seinen Namen hingegeben hat für das *Seyler-Tillemannsche Münz-Negoce* genannte Rethwischer Projekt. *Banquier, Negociant, Entrepreneur*: noch schwankt die Sprache bei der Bezeichnung von Menschen, die in dieser Zeit der Akkumulation des Kapitals nach gewinnversprechenden Unternehmungen Ausschau halten, die ein ehrbarer Hamburgischer Kaufmann nicht durch seine Bücher hätte laufen lassen. Wie wenig Abel Seyler und Johann Martin Tillemann mit einem Hamburger Kaufmann gemein hatten, wird auch dadurch deutlich, dass sie den Gewinn aus der Rethwischer Unternehmung ausgerechnet in ein Theaterprojekt steckten. Am Gänsemarkt in Hamburg wurde das ehemalige Opernhaus, das Konrad Ernst Ackermann 1765 hatte herrichten lassen, ab April 1767 gepachtet und aus Berlin der bekannte Stückeschreiber Gotthold Ephraim Lessing als Dramaturg verpflichtet. Als das Projekt eines Deutschen Nationaltheaters in Hamburg scheiterte, ehelichte Seyler die inzwischen geschiedene Schauspielerin Friederike Sophie Hensel und zog als Prinzipal mit der nun Seylerschen Theatertruppe durch die Lande.[21] Geblieben immerhin ist Lessings *Hamburgische Dramaturgie*.

20 Ebd. S. 11-13

21 1781 heiratete Johann Anton Leisewitz Sophie Seyler, die Tochter Abel Seylers aus erster Ehe.

Doch Seyler und Tillemann waren im Grunde beim Rethwischer Münzprojekt nur die Strohmänner für jemanden, der im Hintergrund agierte und offiziell nur als Lieferant des holländischen Münzsilbers auftauchte. Einschlägige Erfahrungen hatte er bereits als Lieferant des Münzmetalls für die in Preußen geprägten „Ephraimiten" gesammelt. Ein ehrbarer Hamburger Kaufmann war auch er nicht, nicht einmal Hamburger Bürger durfte er werden. Aber im fernen Kopenhagen wurde man doch auf diesen geschäftstüchtigen Unternehmer aufmerksam, und, da das Land kurz vor dem Staatsbankrott stand, wurde er eingeladen, sich der dänischen Reichsfinanzen anzunehmen. So wurde Rethwisch zum Ausgangspunkt der Karriere und des weltumspannenden Handelsimperiums des in kurzer Zeit zum Schatzmeister und Grafen avancierenden Heinrich Carl Schimmelmann.[22]

In diese Umgebung wurde Heinrich Christian Schnoor geboren. Er hatte, wie bereits erwähnt, einen älternen Bruder, Friedrich Carl, geboren am 5. November 1758, dessen Taufpate der letzte Herzog von Plön war, und eine jüngere Schwester Margarethe Elisabeth Henriette, geboren am 8. Februar 1765. Von zwei weiteren Geschwistern, dem am 23. Januar 1761 geborenen Diedrich Josua Friedrich und der am 4. September 1763 geborenen Christina Sophia Charlotte, sind bislang keine weiteren Spuren nachweisbar, möglicherweise sind sie früh gestorben.[23]

Von der aufregenden Zeit der Münzpresse in Rethwisch dürfte der kleine Heinrich Christian Schnoor nur durch die Erzählungen seiner Familie etwas erfahren haben. Doch ruhig wurde es in Rethwisch auch in der Folgezeit nicht. Auf ausdrücklichen Befehl des dänischen Königs wurde 1764 das Schloss in Rethwisch abgebrochen. Die einzig erhaltene Abbildung des Rethwischer Schlosses befindet sich auf einer Skizze, mit der den leibeigenen Fuhrleuten die Wege zum Abtransport des Schutts erklärt worden sind. Hubertus Neuschäffer hat die phantasievolle Vermutung geäußert: „Alle Spuren der kleinen Residenzen galt es zu löschen. Der dänische Gesamtstaat konnte separate Entwicklungen ehemaliger Duodezfürstenhäuser nicht dulden."[24] In Wahrheit dürfte das Schloss, das schon bei der Errichtung der Münze zwei der vier Flügel verloren hatte, durch die Hitze des Schmelzofens und die Erschütterungen der Münzpresse in seiner Bausubstanz so geschädigt worden sein, dass das Gebäude nicht mehr zu retten war.[25] Als Ersatz für das Schloss wurde ca. 1770 ein neues Amtshaus errichtet, ein schlichter, zweigeschossiger Steinbau.

Die Lage der leibeigenen Rethwischer Bauern war schon lange Gegenstand der Klage gewesen. 1772 wurde das Gut Rethwisch in 19 kleinere und 5 große Parzellen aufgeteilt, und viele der neuen Parzellen konnten die ehemals leibeigenen Bauern in Erbpacht übernehmen. Wolfgang Prange hat dieser Reform in seinem umfang-

22 Degn (wie Anm. 19), S. 14-31.
23 Im Oldesloer Sterberegister findet sich allerdings kein Eintrag.
24 Neuschäffer (wie Anm. 12), S. 232.
25 Auch in Eutin wurde das Palais auf der Fasaneninsel, in dem man die neue Münze eingerichtet hatte, da die alte Münze in der Wasserstraße an den Buchdrucker Struve verkauft worden war, nach der Münzzeit abgerissen. Die Ziegel wurden beim Bau des St. Georgshospitals verwendet.

reichen Werk über die Agrarreform einen Abschnitt gewidmet,[26] doch der Name des Amtsverwalters Schnoor, in dessen Händen die Last der Organisation lag, wird darin nicht erwähnt. Die Kindheitseindrücke Heinrich Christian Schnoors dürften geprägt gewesen sein von Baulärm, stetigen Veränderungen und der Rücksicht auf den stark beanspruchten Vater, aber auch von der Weite der umgebenden Felder und Weiden. Er wuchs jedoch auch in dem Bewußtsein heran, nicht zu jenen Menschen zu gehören, die ihren Lebensunterhalt durch harte körperliche Arbeit verdienen mussten.

Heinrich Christian Schnoors nächste Spur findet sich im *Album nomina referens eorvm qvi inter alumnos gymnasii & scholae lvbecensis recepti svnt* des altehrwürdigen Gymnasiums Katharineum in Lübeck.[27] In seiner schönen, deutlich lesbaren Handschrift hat unter dem Jahr 1780 der Rektor der Schule Johann Daniel Overbeck, der Onkel des Lübecker Juristen, Voß-Freundes und späteren Bürgermeisters Christian Adolph Overbeck und somit der Großonkel des als Mitglied der Gruppe der Nazarener bekannten Malers Johann Friedrich Overbeck eingetragen:

> 15. Henricus Christianus Schnoor, Rethwischensis Holsatus, a. d. 10. April. in Secundam.

Da der Siebzehnjährige gleich in die Sekunda aufgenommen wurde, ist er mit Sicherheit schon vorher unterrichtet worden, vermutlich durch einen Hauslehrer. Auch sein älterer Bruder Friedrich Carl hatte vom 1. Juli 1776 bis Ostern 1779 das Katharineum in Lübeck besucht. Overbecks Notiz im Album, mit dem er den Abgang des Schülers ohne Abschied kommentiert ‚Ita derabat hominem, quem acceperamus inuiti' (So verließ uns ein Mensch, den wir ungern aufgenommen hatten), lässt darauf schließen, dass die Einschulung nicht reibungslos verlief, doch Einzelheiten sind nicht bekannt.

Einer der Klassenkameraden Friedrich Carls war Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen, der Sohn des gefeierten Organisten an der Lübecker Marienkirche Adolph Karl Kuntzen.[28] Der Vater hatte nicht nur durch die musikalische Ausgestaltung der Gottesdienste, sondern vor allem durch die Fortführung der (seit Dietrich Buxtehude bestehenden) Abendmusiken und durch Konzertreihen, zu denen internationale Virtuosen verpflichtet wurden, das Musikleben Lübecks entscheidend geprägt. Auch dem Sohn bescheinigte der Rektor Overbeck im Album, er habe keine der Musen

26 Wolfgang Prange: Die Anfänge der großen Agrarreformen in Schleswig-Holstein bis um 1771. Neumünster 1971 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, 60), S. 454 u. 579-582.

27 Archiv der Hansestadt Lübeck. Bestand Schulen. Katharineum. Schülerverzeichnisse. 1 Schüleraufnahmebuch 1750-1877.

28 Heinrich W. Schwab: Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen (1761-1817). Stationen seines Lebens und Wirkens. Ausstellung aus Anlaß des Jubiläums der Berufung zum Musikdirektor der Königlich dänischen Hofkapelle im Jahre 1795. Heide i.H. 1995 (Schriften der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek, 21), S. 14f.

so sehr geliebt und geschätzt wie die Kunst der Musik.[29] Wie und wann Heinrich Christian Schnoor mit Kunzen Freundschaft schloss, ist nicht bekannt.

Wie konnte die Familie Schnoor ihren beiden Söhnen Schulbesuch und Studium ermöglichen? Nachdem bereits 1774 bei Jacob Johann Schnoor ein Kassendefekt[30] festgestellt worden war, wurde er 1778 wegen Veruntreuung vom Dienst suspendiert. Unter diesen Umständen war es eigentlich undenkbar, die Mittel, die für die externe Unterbringung während der Lübecker Schulzeit und für das anschließende Studium erforderlich waren, aufzubringen. Doch die Brüder erhielten Gelder des Kollegiatstiftes des Lübecker Domkapitels in Eutin. Im gedruckten *Verzeichnis der Herren Vicariorum der Cathedral-Kirche zu Lübeck*[31] ist festgehalten, dass Friedrich Carl Schnoor seit 1768 Einkünfte aus dem 31. Vikariat bezog und sein Bruder Heinrich Christian seit 1771 Einkünfte aus dem 61. Vikariat.

Das Eutiner Kollegiatstift des Lübecker Domkapitels wurde am 1. Juni 1309 gegründet, nachdem der Bischof von Lübeck zuvor bereits zweimal wegen der Unruhen in Lübeck in Eutin Zuflucht gesucht hatte.[32] Der Unterhalt der dort tätigen Kanoniker und Vikare wurde durch Pfründen abgesichert, die auch nach der Reformation weiterbestanden und nun vom Fürstbischof von Lübeck vergeben wurden, ohne dass damit noch gottesdienstliche Verpflichtungen verbunden gewesen wären.[33] Im handschriftlichen *Registrum Vicariorum*, der Aufstellung der Vicare des Lübecker Domkapitels,[34] gibt eine zusätzliche Spalte Auskunft über den Prokurator, also wohl die Person, auf deren Betreiben das Vikariat verliehen worden ist. Bei Friedrich Carl Schnoor ist dort verzeichnet „Levezaw", bei Heinrich Christian steht der Name „Levetzow", doch mit Sicherheit handelt es sich um ein und dieselbe Person. Die Levetzows gehören ebenfalls zu den alten mecklenburgischen Adelsfamilien, und wie im mecklenburgischen Adel üblich suchten viele Mitglieder in anderen Staaten ihr Glück zu machen. Jene Ulrike von Levetzow, die in Karlsbad dem alten Geheimrat Goethe über den Weg lief, gehört dem brandenburgischen Zweig der Familie an. Nach Schleswig-Holstein und Dänemark haben sich mindestens zwei Zweige der Familie ausgebreitet, so dass die biographischen Lexika für Schleswig-Holstein und Dänemark einige Levetzows aufführen, doch jener Prokurator der Schnoor-Söhne ist weder dort, noch in einschlägigen Abhandlungen zu finden.

29 Beate Maria Burdinski bin ich für ihre Hilfe beim Verstehen des eigenwilligen Gelehrtenlateins dankbar.

30 Wolfgang Prange und Konrad Wenn: Findbuch des Bestandes Abt. 66. Rentekammer zu Koppenhagen mit Abt. 24, 67, 152 und 199. Schleswig-Holsteinische Kammer auf Gottorf. General-Landwesen-Kollegium. Steuerkommission für die klösterlichen und adligen Distrikte. Bd. 2. Schleswig 1993 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 32), S. 505 (6946).

31 Enthalten im *Fürst-Bischöfl. Lübeckischen Genealogischen Staats-Calender für das Jahr 1785*. Eutin: Struve [1784], S. 42-44.

32 Ernst-Günther Prühs: Geschichte der Stadt Eutin. Eutin 1993, S. 61-66.

33 Vgl. A. Röpcke: Das Eutiner Kollegiatstift im Mittelalter 1309-1534. Neumünster 1977. Eine Untersuchung über die Geschichte des Kollegiatstifts nach der Reformation fehlt.

34 Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv. Bestand Abt. 268. Nr. 111, S. 7 u. 13.

Cay Diederich von Levetzow wurde am 22. Dezember 1732 als Sohn von Cay von Levetzow geboren, dem Besitzer der Güter Ehlerstorp und Rosenhof in Ostholstein. Bereits am 27. Januar 1741, im neunten Lebensjahr, wurde er als Domherr in das Lübecker Domkapitel in Eutin aufgenommen. 1756 trat er als Kammerherr in dänische Dienste. Als er wenige Jahre später die Rethwischer Bühne betrat, führte er den Titel eines Kgl. Dänischen Geheimen Konferenzrats, war Ritter des Dannebrog-Ordens und Träger des russischen St. Annen-Ordens.[35] Als Amtmann der zusammengelegten Ämter Reinfeld und Rethwisch ist er unmittelbarer Vorgesetzter des Amtsverwalters in Rethwisch Jacob Johann Schnoor. Aber auch verwandtschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit der Familie Schnoor. Diederich von Levetzow, der in erster Ehe mit Christine von Zülow verheiratet gewesen war, heiratete in zweiter Ehe die um dreißig Jahre jüngere Margarethe Louise von Barner, eine Nichte der Mutter des Komponisten. Doch diese zweite Ehe scheiterte offensichtlich bald.[36]

Nach Johann Daniel Overbecks Eintrag im Schülerverzeichnis hatte Heinrich Christian Schnoor Lübeck verlassen, um nach Kiel zu gehen. Tatsächlich führt das Immatrikulationsverzeichnis der Christian-Albrechts-Universität nur wenige Seiten von einander getrennt die schon bekannten Namen auf: Bereits am 24. April 1779 hat sich Friedrich Carl Schnoor an der Universität Kiel eingeschrieben,[37] am 3. Mai 1781 Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen[38] und am 28. Oktober 1782 Heinrich Christian Schnoor,[39] alle drei als Studenten der Rechte. Ein weiterer Name findet sich auf diesen Seiten, der im Leben des Komponisten Kunzen eine Rolle spielen sollte, der von Peter Grönland aus Wilster, der sich am 13. April 1782 als Jurastudent immatrikuliert.[40] Die Universität Kiel, vor allem deren juristische Fakultät, war in jener Zeit nicht so groß, als dass die Chance bestanden hätte, sich während des Studiums nicht über den Weg zu laufen, zumal wenigstens Kunzen, Heinrich Christian Schnoor und Grönland das Interesse an der Musik verband.

Zwei weitere Einträge des Jahres 1782 fallen auf diesen Seiten des Verzeichnisses ins Auge: der dänische Dichter Olav Johann Samsø immatrikuliert sich am 30. Juli als Student der Philologie,[41] und Knud Lyne Rahbek schreibt sich am 2. September

35 Von Levetzowsche Familienblätter. [Bd. 1], Heft 7. Hrsg. im Auftrage des Verbandes der Herren und Freiherren von Levetzow von Joachim von Levetzow. Plön 1908.

36 Louise v. Levetzow geb. v. Barner, Nütschau bei Oldesloe: Bitte um Unterstützung nach der fast vollständigen Enterbung durch ihren verstorbenen Ehemann Dieterich v. L. In: Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) im Staatsarchiv in Oldenburg (um 1600/1773-1937). Teil 1: Einführung und Bestände 4 bis 39 bearbeitet von Albrecht Eckhardt. Oldenburg 1989. (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung. Inventare und kleinere Schriften des Staatsarchivs in Oldenburg, H. 33), S. 43 (Best. 6-D Nr. 682).

37 Das Album der Christian-Albrechts-Universität in Kiel 1665-1865. Hrsg. von Franz Gundelach. Kiel 1915, S. 129, Nr. 5714.

38 Ebd., S. 132, Nr. 5816.

39 Ebd., S. 134, Nr. 5906.

40 Ebd., S. 133, Nr. 5860.

41 Ebd., S. 134, Nr. 5886.

als Kandidat der Philologie ein.[42] Er hatte bereits in Kopenhagen ein Studium abgeschlossen und war nach Kiel gekommen, um seine Sprachstudien zu vertiefen.

Rahbek hat in seinen *Erindringer* einen anschaulichen Bericht über das Kieler Studentenleben in jener Zeit geliefert. Während in Jena sich die sogenannte Renommistenzeit bereits dem Ende zuneigte, scheinen in Kiel weiterhin Umtrünke und Ehrenhändel einen größeren Raum im Leben eines Studenten eingenommen zu haben als Vorlesungen und Seminare. In dieser Atmosphäre ereignete sich das verhängnisvolle Duell des Magnus Stolberg.[43]

Doch Rahbek berichtet auch über andere Studenten:

> Samsø og jeg, [...] havde, ved vore forskiellige Sysler og Forhold, levet saa temmlig hver for sig, kom pludselig igien nærmere, da Kunzen, og en her ikke ubekiænnt ung Musikus Schnoor før Tiden flyttende ind paa vort ene Værelse, som egentlig først ed hans Bortreise skulde blive ledigt, og vi nu, for at læmpe os efter dem, pakkede os ind i min lille Stue ud til Kirkegaarden.[44]
>
> (Samsoe und ich hatten bei unseren unterschiedlichen Arbeiten und Umständen so ziemlich jeder für sich gelebt, kamen uns plötzlich wieder näher, als Kunzen und ein hier nicht unbekannter Musicus Schnoor für einige Zeit in unser eines Zimmer einzogen, das eigentlich erst bei seiner Abreise geräumt werden sollte, und wir nun, um uns dem zu entziehen, uns in meiner kleinen Stube zum Kirchengarten hinaus zusammenzwängten.)

Nach Rahbeks Zeugnis hätten demnach Kunzen und Heinrich Christian Schnoor gemeinsam ein Zimmer im Haus des Sekretärs Kühnell in der Schlossstraße bewohnt.

Kunzen hat bekanntlich während seiner Kieler Studienzeit auch Konzerte veranstaltet, für die in den *Kielischen gemeinnützigen Nachrichten* mit Anzeigen geworben wurde. Da in Kiel die Zahl der Berufsmusiker nicht ausreichete, konnten die Aufführungen nur mit Hilfe von fremden Musikern und Dillettanten gelingen. Ist es abwegig zu vermuten, dass zumindest bei der Aufführung von Salieris *Armida* an 19. Januar 1783 Heinrich Christian Schnoor, vielleicht auch Peter Grönland mitgespielt haben?

Ein Eintrag im Stammbuch des Berend Kordes vom 18. März 1785 belegt, dass H. C. Schnoor, der als „amicus tuus fraterq.", dein Freund und Bruder unterzeichnet, den späteren Verfasser des Schriftstellerlexikons persönlich kannte. Das trotzige „Post Nubila Phoebus" des Eintrags scheint auf die belastenden Ereignisse dieses Jahres hinzudeuten.[45] Denn das Jahr 1785 bedeutete einen entscheidenden Einschnitt

42 Ebd., S. 134, Nr. 5887.

43 Dirk Hempel: Das Duell des Magnus Graf zu Stolberg und die Reaktion seiner Brüder Christian und Friedrich Leopold im Kontext von christlicher Religiosität und aristokratischem Standesbewußtsein. In: Wirken und Bewahren. Beiträge zur regionalen Kulturgeschichte und zur Geschichte der Eutiner Landesbibliothek. Festschrift für Ingrid Bernin-Israel. Eutin 2003 (Eutiner Forschungen, Bd. 8), S. 133-156.

44 Knud Lyne Rahbek: Erindringer af mit Liv. Anden Deel. Kjøbenhavn 1825, S. 57.

45 Universitätsbibliothek Kiel. Cod. MS. S. H. 405, DD 1 - Kordes. Für die freundliche Mitteilung

im Studium und im Leben des Heinrich Christian Schnoor. Durch die öffentlichen Konzerte war der Kieler Professor Carl Friedrich Cramer auf Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen aufmerksam geworden. Schon im Sommer 1783 hatte er mit ihm eine musikalische Reise nach Mecklenburg[46] unternommen, die in Eutin unterbrochen wurde, um Johann Heinrich Voß, den Cramer vom gemeinsamen Studium in Göttingen kannte, den Schützling vorzustellen.[47] Höhepunkt der Reise waren Konzerte mit der Hofkapelle des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigslust. Von Cramer beredet, brach Kunzen 1785 sein Studium ab, um sich in Kopenhagen eine musikalische Karriere aufzubauen. So sehr Cramer sich um Kunzen bemüht hat, Schnoor scheint er nicht beachtet zu haben.

Knud Lyne Rahbek, der Kunzen noch mit einem Empfehlungsbrief[48] für Kopenhagen ausgestattet hatte, verließ kurz darauf Kiel, um in Leipzig seine Studien fortzusetzen, so dass er als Augenzeuge der folgenden Ereignisse ausfällt. In seinen Erinnerungen berichtet er jedoch auch, dass er in Kiel die Aufgabe übernommen hatte, junge Studenten bei ihren ersten Schritten in die Freimaurerei zu betreuen. Er nennt in diesem Zusammenhang erwartungsgemäß keine Namen, aber die Vermutung, dass Heinrich Christian Schnoor, der in der Folgezeit mit Freimaurern in Verbindung stand und Freimaurerlieder komponiert hat, durch Rahbek in die Anfangsgründe der Freimaurerei eingeführt worden sei, liegt nahe.

Einschneidender für Schnoor dürfte der Verlust der Einkünfte aus der 61. Vicarie gewesen sein; sie werden ab dem 1. April 1785 neu an einen Adolph Wilhelm Müller vergeben.[49] Da diese Pfründen nicht von vornherein zeitlich begrenzt waren (Friedrich Carl Schnoor bezieht seine Einkünfte mindestens bis 1807[50]), muss es für diese schwerwiegende Maßnahme einen Grund gegeben haben. Die folgenden Ereignisse lassen darauf schließen, dass die Schulden, die Schnoor während seines Studiums in Kiel angehäuft hat, maßgeblich zum Entzug der Einkünfte geführt haben. So blieb Schnoor 1783 einem Conrad Etienne Jordan in Kiel Geld schuldig, 1784 für vergoldete Rockknöpfe, Schnallen und Reitsporen einem Christopher Kemp in Lübeck und in Preetz dem Uhrmacher Paul Hinrich Timm, 1785 dem Schneidermeister Schultz

dieses ungedruckten Stammbucheintrags danke ich Dr. Henry Smith.

46 Schwab (wie Anm. 27), S. 18f. u. 29-31.

47 Brief Voß an Schulz vom 2. Januar 1785. In: Briefwechsel zwischen Johann Abraham Peter Schulz und Johann Heinrich Voss. Hrsg. von Heinz Gottwald und Gerhard Hahne. Kassel, Basel 1960. (Schriften des Landesinstituts für Musikforschung Kiel, 9), S. 49.

48 Rahbek (wie Anm. 43), S. 236.

49 Im Fürst-Bischöfl. Lübeckischen Genealogischen Staats-Calender für das Jahr 1785. Eutin: Struve [1784], S. 43 ist der Name noch enthalten, im folgenden Jahre ist er durch den des Nachfolgers ersetzt. In dem als Beilage zu Gustav Peters: Geschichte einer Hofbuchdruckerei. Eutin 1966 nachgedruckten *Hochfürst-Bischöfl. Lübeckischen Staats-Calender auf das Jahr 1785* ist die Streichung des Namens von Christian Heinrich Schnoor und Hinzufügung seines Nachfolgers handschriftlich festgehalten. Vorlage für den Nachdruck war offenbar, wie der Name auf dem Titelblatt deutlich macht, das Exemplar des Bruders Friedrich Carl Schnoor.

50 Fürst-Bischöfl. Lübeckischer Genealogischer Staats-Calender für das Jahr 1807. Eutin: Struve [1806]. Friedrich Carl Schnoor ist längst als Justiz-Amtmann am Großvogtei-Gericht tätig.

in Lübeck, Anfang Februar 1786 dem Lübecker Kaufmann Joachim Christoph Dechow.[51] Offensichtlich sind das keine Schulden aus großer persönlicher Not, nicht die Außenstände eines verbummelten Studenten, dem die Kosten für Vorlesungen, Unterkunft und Essen über den Kopf wachsen. Hier fordert jemand auf Kosten kleiner Gewerbetreibender seinen Anspruch auf ein standesgemäßes Auftreten ein.

Schnoor scheint Kiel verlassen und seine Studien jedoch an einem anderen Ort fortgesetzt zu haben. 1791 gab er in Erlangen an, er habe bereits in Kiel, Göttingen und Jena studiert. Im Göttinger Immatrikulationsverzeichnis ist sein Name nicht zu finden, in Jena immatrikuliert sich am 19. Juni 1786 ein Jo. Xsti. Schnoor, Lübecensis[52] (d.i. Johann Christian Schnoor aus Lübeck). Da sich der Lebensmittelpunkt der Familie nach dem abrupten Ende der Rethwischer Tätigkeit von Jacob Johann Schnoor nach Lübeck verlagert zu haben scheint, wäre ein Versehen beim Eintrag des ersten Vornamens denkbar.

Im späten Frühjahr 1788 belegen Schulden, die Heinrich Christian Schnoor bei einem Weinhändler, einem Goldschmied und anderen hinterlassen hat, dass er sich wieder in Lübeck aufgehalten hat. Im gleichen Jahr erschien seine erste musikalische Veröffentlichung: *Zwölf Lieder der Grafen zu Stollberg in Musik gesetzt. Hamburg 1788.* Diese Neuerscheinung hat Johann Nicolaus Forkel, der Leiter der Universitätsmusik in Göttingen und der erste Musikwissenschaftler in Deutschland, in seinem *Musikalischen Almanach für Deutschland auf das Jahr 1789* angezeigt.[53] Doch heute ist von diesen Stolberg-Liedern kein Exemplar nachweisbar. Die Texte entnahm Schnoor offenbar den *Gedichten der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Herausgegeben von Heinrich Christian Boie,* die schon 1779 bei Weygand in Leipzig erschienen waren. Er vertonte also keine aktuelle Neuerscheinung, doch die Gedichte waren anscheinend so beliebt, dass inzwischen mindestens zwei Raubdrucke aufgetaucht waren, weitere sollten folgen. Dennoch hat es den Anschein, als versuche Schnoor, mit dieser Veröffentlichung sich jenem gesellschaftlichen Stand zu empfehlen, dem er sich, zumindest durch die Herkunft seiner Mutter, zugehörig fühlte.

Ein Schreiben in den Akten des Domkapitels[54] führt auf die Spur eines erneuten Ortswechsels:

> Hochwürdige,
> Hochgebohrene, Hochwohlgeborene,
> Höchstzuverehrende Herren!
>
> Der zu Werder bei dem Sr. Hoch- und Wohlgeb. den Herrn Baron von Maltzahn als

51 Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv, Bestand Abt. 268, Nr. 1149: Acta das von dem H. Seniore R. C. Geheimen Rath von Levetzow dem Candidato Hinrich Christian Schnoor hinterlassene Legatum von 1000 (Mark) u. die von dem Lezten angegebenen Creditores betr.

52 Freundliche Auskunft der Friedrich-Schiller-Universität Jena vom 28. August 2002.

53 Robert Eitner: Biographisch-bibliographisches Quellen-Lexikon der Musiker und Musikgelehrten christlicher Zeitrechnung bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 9. Graz 1959, S. 56.

54 Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv, Bestand Abt. 268, Nr. 1149.

Hofmeister in Diensten gestandenen Candidat Heinrich Christian Schnoor, hat in Penzlin nicht nur verschiedene kleine Capitalien contrahiret, sondern auch sie und die zu seinen Kleidungs-Bedürfnissen, [...unleserlich...] ausgenommen, alles unbezahlt gelassen und sich darauf heimlich entfernet.

Ihr unterthänigster Johann Scheibel, Secr. Jud.

Ausgerechnet in dem durch Johann Heinrich Voß' Jugenderinnerungen bekannten Penzlin und im Dienste der Familie Maltzahn, der nicht nur die Burg in Penzlin, sondern auch das Gut Warder gehörte, unternahm Schnoor einen ersten Versuch, als Hofmeister, also wie so viele seiner Zeitgenossen in der Rolle eines Hauslehrers, durch eigene Arbeit sein Geld zu verdienen. Das Schreiben des Justizsekretärs Scheibel belegt, dass er in dieser Zeit neue Schulden anhäufte. Nachdem er bereits zwischen dem 16. und 22. Juli 1789 in Neubrandenburg einem Johann Weigelin die Bezahlung schuldig geblieben war, lieh er sich, anscheinend schon routiniert, von Penzliner Bürgern zwischen dem 2. Oktober 1789 und dem 22. April 1790 Geld und verschwand, ohne es zurückzuzahlen; neun Positionen umfasst das dem Schreiben angefügte Verzeichnis.[55]

Zum raschen Aufbruch könnte die Nachricht vom Tode Cay Dietrich von Levetzows beigetragen haben. Am 3. Februar 1790 war der Gönner aus Rethwischer Zeiten in Gr. Stieten gestorben. Zur Haupterbin bestimmte sein Testament seine Tochter aus erster Ehe Gräfin E. M. Rantzau, geborene Levetzow, die dabei den Untersecretarius des Domkapitels Friedrich Carl Schnoor mit der Wahrnehmung ihrer juristischen Interessen beauftragte.[56] Auch Friedrich Carl selbst und sein Bruder Heinrich Christian wurden im Testament mit je einem Legat bedacht. Doch während dem älteren Bruder sein Teil des Erbes anstandslos ausbezahlt wurde, nahm das Domkapitel die dem jüngeren Bruder zugedachten 1000 Mark [lübisch] zur Deckung seiner Schulden in Verwahrung. Offensichtlich war Heinrich Christian Schnoor mit dieser Maßnahme nicht einverstanden. In Kopenhagen ließ er sich am 21. März 1791 von Hermann Gerson 200 Mark Lübsch grob Courant auszahlen, ausdrücklich „als Wechsel auf das ihm zustehende Legat". Darauf erhob das Domkapitel Anklage, eine *accusatio contumaciae*, gegen Heinrich Christian Schnoor. Vertreten wurde der in diesem Verfahren durch seinen Bruder, der sich bereits am 24. August 1790 in Lübeck, anscheinend vorsorglich, eine Vollmacht hatte ausstellen lassen. Da man des Beschuldigten nicht habhaft werden konnte, verlief das Verfahren zäh.

Sein Jurastudium hatte der ältere Bruder mit dem Doktortitel abgeschlossen und war als Justizsekretär in den Dienst des Domkapitels getreten. Später ist er als Justizamtmann des Großvogteigerichts zunächst in Sereetz, danach in Kaltenhof tätig. Für heutige Rechtsvorstellungen klingt es schon eigenartig, dass jemand einerseits

55 Voß' Eltern waren nicht unter den Geschädigten.

56 Hamburgische Addreß-Comtoir-Nachrichten. 24. Jg., 38. Stück (Montag, den 17 May, 1760), S. 302.

seinem Arbeitgeber loyal dient, gleichzeitig auch die Gegenseite, und sei sie sein eigener Bruder, vertritt.

Auch für Schnoors Schwester hatte Dietrich von Levetzow auf zeitgemäße Weise gesorgt. 1789 empfahl er einen Matthias Zörner als Jäger für den herzoglichen Dienst,[57] der im gleichen Zeitraum namens seiner Ehefrau Margaretha Elisabeth Henriette geb. Schnoor gegen ihren Kurator klagt.[58] Bei ihrem Tode 1818 wird sie als Witwe des Försters Zörner zu Niendorf bezeichnet.[59]

Wo aber ist Heinrich Christian Schnoor abgeblieben, dessen das Domkapitel nicht habhaft werden konnte? Am 15. August 1791 hat sich Heinrich Christian Schnoor an der Universität Erlangen als Student der Rechte immatrikuliert, wobei er sein Alter mit 25 Jahren angibt.[60] Anscheinend hat er in Erlangen auch sein Studium abgeschlossen, denn die Akten des Domkapitels, in denen er bis dahin als cand. jur. geführt wurde, bezeichnen ihn jetzt als „nunmehrigen Advocaten Hinrich Christian Schnoor". Eine solche Bezeichnung wäre mit Sicherheit unterblieben, wenn irgendwelche Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Titels bestanden hätten.

Am 7. Januar 1793 taucht in den Akten zum ersten Mal die Angabe „des nunmehrigen Coburgischen Secretarii, Hinrich Christian Schnoor" auf; die Information stammt offensichtlich vom Bruder, dem Justizamtmann Schnoor. Als „Secretär beim Prinzen von Coburg" haben ihn auch seine aus Hamburg stammenden Kommilitonen in Halle kennen gelernt. Präziser drückt er sich 1799 gegenüber preußischen Beamten aus: er sei „Sekretär i. Dienst. d. Erbprinzen von Koburg".[61] Eine falsche Titelführung hätte hier ernsthafte Konsequenzen haben können. Die genauere Bezeichnung des Dienstherrn erlaubt seine Identifizierung: es ist Franz Friedrich Anton, Erbprinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld, geboren am 15. Juli 1750. Allerdings hatte der Großvater des Erbprinzen durch seine Prachtliebe das Land an den Rand des Ruins gebracht. Bei seinem Tod stellte das Reich Sachsen-Coburg-Saalfeld praktisch unter Kuratel: Nur eine begrenzte Summe stand für den Haushalt zur Verfügung, der Rest der Landeseinnahmen wurde zur Tilgung der Schulden verwendet. Immerhin hatte es der Vater des Erbprinzen durch sparsame Haushaltsführung so weit gebracht, dass

57 Archivalien zur Geschichte des Landesteils Lübeck (Eutin) im Staatsarchiv in Oldenburg (um 1600/1773-1937), Teil 1, S. 43 (Best. 6-D Nr. 682).

58 Wolfgang Prange: Findbuch der Bestände Abt. 268 und 285. Lübecker Domkapitel mit Großvogtei und Vikarien sowie Amt Großvogtei. Schleswig 1975 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, [1]), S. 100 (Abt. 268: 1511).

59 Ebd., S. 246 (Abt. 285: 1225).

60 Freundliche Auskunft des Universitätsarchivs der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg vom 5. Juni 2002.

61 Aeltere Universitäts-Matrikeln. I. Universität Frankfurt a.O. Aus der Originalhandschrift unter Mitwirkung von Dr. Georg Liebe und Dr. Emil Theuner hrsg. von Dr. Ernst Friedlaender [...] Bd. 2 (1649-1811). Leipzig 1888 (Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, Bd. 36), S. 569 (1799. Nr. 15).

der Sohn nach seinem Regierungsantritt am 8. September 1800 eine Lockerung der einengenden Reichsvorschriften erwirken konnte.[62]

Doch bis zu diesem Zeitpunkt musste der Erbprinz sich einschränken. Selbst wenn er die Dienste eines Advokaten benötigt hätte, hätte er keinen besolden können. In dieser Situation wäre ein Tauschgeschäft denkbar. Heinrich Christian Schnoor, der sicher nicht zu den führenden Juristen Süddeutschlands gezählt werden kann, lieferte den gewünschten Schriftsatz oder andere juristische Dienste und erhielt als Gegenleistung den Titel, der ihn aus der Menge heraushob und der offensichtlich auch bei den strengen Herren des Domkapitels Eindruck machte. Diesen Titel konnte er auch noch während seiner folgenden Lebensstationen führen, als er höchstwahrscheinlich keine Aufträge für den Erbprinzen mehr übernahm.

Am 9. Mai 1793 immatrikulierte sich Heinrich Christian Schnoor in Leipzig.[63] Damit begann jener Lebensabschnitt, der den aus Hamburg stammenden Kommilitonen in Erinnerung geblieben ist. Die sprachen zwar davon, sie wären ihm als „späten Studenten" in Halle begegnet, doch für Halle fehlt ein Eintrag in der Matrikel.[64] Leipzig und Halle liegen allerdings so dicht bei einander, dass man nicht viel Phantasie braucht, um sich vorzustellen, dass er in beiden Städten die kneipenden Studenten mit seinen Liedern unterhielt, dabei aber stets auf die Gelegenheit wartete, als Jurist kleinere Fälle zu übernehmen.

In dieser Zeit war er auch wieder als Komponist tätig. In Leipzig kamen *Lieder von Heidenreich, Baron von Schlippenbach und Schakespear* heraus.[65] Die Texte stammen anscheinend von dem Leipziger Professor Karl Heinrich Heydenreich (19.2.1764 - 26.4.1801) und dem baltischen Baron Ulrich von Schlippenbach (18.5.1774 - 20.3./1.4.1826), der von 1791 bis1794 in Leipzig bei Platner und Heydenreich studiert hat. Vermutlich hat Schnoor sie während seines Leipzig-Aufenthalts kennengelernt. Das Shakespeare-Lied stammt aus *As you like it.*

Als das Liederheft 1795 erschien, war Schnoor bereits weitergezogen. Am 20. Januar 1794 schrieb er sich an der Universität in Helmstedt als civis academicus ein und gab dabei an, er sei 26 Jahre alt.[66] In den zweieinhalb Jahren seit der Immatrikulation in Erlangen ist er also ein Jahr älter geworden. Natürlich stellt sich die Frage, warum er sich als Advokat mit abgeschlossenem Jura-Studium überhaupt in die Matrikel eintrug. Als eingeschriebener Student, bzw. akademischer Bürger unterstand er der

62 Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 7. Neudruck der 1. Auflage von 1887. Berlin 1968, S. 296f.

63 Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559-1809. Hrsg. von Georg Erler. Bd. 3. Leipzig 1909, S. 367.

64 Freundliche Auskunft des Archivs der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg vom 11. Juni 2002.

65 Lieder von Heidenreich, Baron von Schlippenbach und Schakespear in Musick gesetzt. Erstes Heft. Leipzig: Voss und Leo [1795]. Vgl. Bryan N. S. Gooch, David Thatcher: A Shakespeare Music Catalogue. Vol. I. Oxford 1991, S. 154.

66 Die Matrikel der Universität Helmstedt 1685-1810. Bearbeitet von Herbert Mundhenke. Hildesheim 1979, S. 295 (1794 I120 89).

akademischen Gerichtsbarkeit der Universität und genoß einen gewissen Schutz gegenüber der bürgerlichen Gerichtsbarkeit. Das konnte für einen Studenten, der Schulden machte, von Vorteil sein, vor allem aber für jemanden, dem in Lübeck das Schuldgefängnis drohte.

Am 16. April 1796 wurden die Akten des Domkapitels im Fall Schnoor geschlossen.[67] Kurz zuvor, am 1. April, war eine weitere Klage eingereicht worden, Schulden von 60 Mark, die Schnoor bereits am 4. Juli 1785 in Lübeck bei Salomon Moses Levertoff gemacht hatte und die er nach seiner schriftlichen Zusage zum Kieler Umschlag 1786 bar zurückzahlen wollte. Die Klage wurde abgewiesen, da Schnoor nicht greifbar sei, und der Kläger an den Bruder, den Justizamtmann verwiesen.[68] Offenbar ist Heinrich Christian Schnoor sofort durch seinen Bruder von der Schließung der Akten informiert worden. Im Sommer 1796 hielt er sich bereits in Hamburg auf. Nun erschienen in rascher Folge beim Ratsbuchdrucker Meyn in Hamburg eine ganze Reihe von Musikalien:

Am 28. Mai kündigt eine Annonce im *Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten* das Erscheinen der *Freymaurerlieder, in Musik gesetzt von H. C. Schnoor. (Erstes Heft.)* an.[69] Eine Woche später wird am gleichen Ort für das *Gesellschaftliche Frühlingslied von Schnoor und Schütze, im Geschmack von Freut euch des Lebens* geworben.[70] Am 15 Juni wird im *Correspondenten* der Beginn der neuen Serie *Musikalisches Blumensträuschen für Kenner und Liebhaber* angezeigt:[71]

> Von diesen Liedern, welche den Freunden der Musik wegen der gut gewählten Texte und der denselben ganz angemessenen schönen Composition gewiß gefallen werden, wird alle 2 Monate ein Heft von 2 Bogen erscheinen [...]

Mindestens drei Hefte dieser Serie sind erschienen, das zweite Heft enthält neben Liedern von Salis, Matthisson und Gleim auch ein Lied von Johann Heinrich Voß. Doch nur das dritte Heft ist heute noch nachweisbar, es liegt in Berlin.

In diese Zeit fällt auch die Veröffentlichung des bekanntesten Liedes von Heinrich Christian Schnoor. Unter dem Titel *Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude* hat es im *Allgemeinen deutschen Commersbuch*[72] die weiteste Verbreitung gefunden. Auch ins *Mildheimische Liederbuch* des Rudolf Zacharias Becker[73] ist es aufge-

67 Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv, Bestand Abt. 268, Nr. 1255.

68 Ebd., Nr. 1323.

69 Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. Anno 1796. (Am Sonnabend, den 28 May.) Num. 86. [S. 8].

70 Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. Anno 1796. (Am Sonnabend, den 4 Junii.) Num. 90. [S. 8]. Der Mitverfasser des Gesellschaftlichen Frühlingslieds ist wohl Johann Friedrich Schütze (1758-1810).

71 Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten. Anno 1796. (Am Mittewochen, den 15 Juni.) Num. 96. [S. 7].

72 Schauenburgs allgemeines Deutsches Kommersbuch. Unter musikalischer Redaktion von Fr. Silcher und Fr. Erk. Vierzigste Auflage. Lahr o. J., S. 254f. (Nr. 225).

73 Rudolph Zacharias Becker: Mildheimisches Liederbuch. Faksimiledruck nach der Ausgabe von

nommen worden, hier aber mit dem veränderten Beginn „Vom Himmel hoch herab ward uns die Freude". In der Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern liegt ein Einblattdruck des Liedes mit dem Titel *Aufmunterung zur Freude*[74] und dem Beginn „Vom hohen Göttersitz ward uns die Freude". Auch im *Taschenbuch für Freunde des Gesanges*[75] lautet der Beginn „Vom hohen Göttersitz ward uns die Freude", aber das Lied steht unter dem Titel *Rundgesang.* Goethe gegenüber verwendet Schnoor den Titel *Hoch vom Olymp ward uns die Freude*.

Ein Vergleich der unterschiedlichen Textfassungen zeigt, dass, vom unterschiedlichen Eingang einmal abgesehen, die Texte im *Commersbuch* und im *Mildheimischen Liederbuch* die größten Übereinstimmungen aufweisen. Im wesentlichen hat Becker bei der Redaktion des Liedes den heidnischen Olymp durch das vertraute, hier aber unglücklich eingesetzte ‚Vom Himmel hoch' ersetzt und die mit der volksaufklärerischen Zielrichtung des Liederbuchs kaum zu vereinbarende vierte Strophe ausgelassen. Dagegen zeigt der Einzeldruck so erhebliche Unterschiede im Aufbau, Wortwahl und Gestaltung des Refrains, dass man von einer neuen Fassung des Liedes sprechen muß. Die Überarbeitung folgt erkennbar dem Ziel, eine den Forderungen der Poetiken des 18. Jahrhunderts entsprechende gehobene Ausdrucksweise zu wählen. Offenbar ist das Lied bereits auf einer früheren Station der Lebensreise entstanden, hat sich vermutlich als Abschrift selbständig gemacht. Als Schnoor schließlich im Hamburg die Möglichkeit und die finanziell bittere Notwendigkeit sah, seine Lieder drucken zu lassen, war es unumgänglich, das Lied durch eine völlig veränderte und überarbeitete Fassung dem Publikum interessant zu machen. Das *Taschenbuch für Freunde des Gesangs* zeigt eine eigenartige Mischform der beiden Fassungen. So folgt in der ersten Strophe der erste und zweite Vers der Fassung des Einzeldrucks, der dritte und vierte Vers und auch der Refrain der Fassung des *Commersbuchs.* Die zweite Strophe fehlt, die Reihenfolge der Strophen orientiert sich am Einzeldruck.

Doch auch die Melodie des Liedes mit dem so einprägsamen Wechsel vom Viervier-tel- zum Dreiachteltakt des Refrains ging eigene Wege. Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Dr. Eeltsje Halbertsma das Lied *De âlde Friezen* verfaßt. Um Tacitus' ‚Frisia not cantat' zu widerlegen, wurde dem Text die Melodie von *Vom hoh'n Olymp herab* unterlegt. Ob Halbertsma, der auf jeden Fall Schnoors Lied kannte, seinen Text direkt auf diese Melodie geschrieben hat, ist unklar. Nachdem Jacobus van Loon den Text bearbeitet und von sieben auf vier Strophen verkürzt hatte, wurde das Lied 1875 von der Selskip foar Fryske taal- en skriftekennisse (Gesellschaft für friesische Sprach-

1815. Mit einem Nachwort von Günter Häntzschel. Stuttgart 1971 (Deutsche Neudrucke. Reihe Texte des 18. Jahrhunderts) S. 292f. (Nr. 465).

74 Aufmunterung zur Freude. Arie. Vom hohen Göttersitz ward uns die Freude etc. In Musik gesezt für's Forte-Piano. Hamburg, Bey Ioh. Aug. Böhme.

75 Taschenbuch für Freunde des Gesangs zum Gebrauch bei frohen Mahlen, bei'm Wein und in traulichen Zirkeln. Erstes Bändchen. Stutgart bey Johann Friedrich Steinkopf. 1796. S. 92f. Dazu erschien auch ein Melodienband: Melodien zum Taschenbuch für Freunde des Gesanges. Erste Abtheilung. Stuttgart: J. F. Steinkopf 1796.

Aufmunterung zur Freude

CHOR

Vom hohen Göttersitz ward uns die Freude,
Ward uns die Iugendzeit gewährt;
Drum traute Freunde trotzt dem bleichen Neide,
Der unsre Iugendfreude stöhrt
Feierlich schalle der Iubelgesang
Traulicher Freunde beim Gläserklang

EINE STIMME

Auf, Bruder trink aufs Wohlsein deiner Schönen,
Die Deinen Iugendtraum belebt
Lass ihr zu Ehren jetzt ein Hoch ertönen
Das ihr durch jede Nerve bebt
Feierlich schalle der Iubelgesang
Traulicher Brüder beim Gläserklang

ZWEI STIMMEN

Gesenkt ins Glück der jugendlichen Wonne
Lacht uns der Freuden hohe Zahl,
Bis einst am Abend spät die liebe Sonne
Uns nicht mehr lacht mit ihrem Strahl.
Feierlich schalle der Iubelgesang
Traulicher Brüder beim Gläserklang

DREI STIMMEN

Ist mancher unsrer Lieben dann geschieden
Vom blassen Tod gefordert ab,
Dann weinen wir, und wünschen stillen Frieden
In unsrer Freunde kühles Grab.
Klingt, und wünschet Ruh hinab
In unsrer Brüder stilles Grab

CHOR

So lang es Gott gefällt, ihr lieben Brüder,
Woll'n wir uns dieses Lebens freun,
Und endlich, wenn der Vorhang fällt, uns wieder
Gesellig zu den Engeln reihn.
Feierlich schalle der Iubelgesang
Schwärmender Freunde beim Gläserklang

Text des Einzeldrucks: Aufmunterung zur Freude. Arie. Vom hohen Göttersitz ward uns die Freude etc. In Musik gesezt für's Forte-Piano. Hamburg, Bey Ioh. Aug. Böhme.

und Literaturwissenschaft) zur friesischen Nationalhymne ausgerufen. Heute gilt es als Hymne der niederländischen Provinz Friesland.[76]

Durch die Berichte der Zeitgenossen ist schon bekannt, dass Schnoor noch 1796 in das billigere und liberalere Altona umzog, aber schon im November Altona in Richtung Ostfriesland verließ, um bei einem Kaufmann Bauermann zu Greetsiel ein Engagement anzutreten. Die Irritationen und Zweifel, die diese Nachricht schon bei den Zeitgenossen auslöste, klären sich vielleicht, wenn man bedenkt, dass Schnoor auch ausgebildeter Advokat war. Möglicherweise ergeben sich aus Akten in ostfriesischen Archiven noch Spuren juristischer Aktivitäten dieses Mannes.

Doch lange blieb Schnoor nicht in Ostfriesland. Am 23. September 1799 schrieb er sich in die Matrikel der Universität Frankfurt an der Oder ein.[77] Hier stand er preußischen Universitätsbeamten gegenüber, und entsprechend präzise sind seine Angaben. Er bezeichnet sich (immer noch) als Sekretär in Diensten des Erbprinzen von Coburg, und nannte als Vater den Königlich Dänischen Kammerrat Johann Jakob Schnoor in Lübeck. Eine Verwechslung ist also ausgeschlossen. Nur bei seinem Alter konnte er die Beamten täuschen, er behauptete, 30 Jahre alt zu sein.

Lübeck war zu diesem Zeitpunkt der Lebensmittelpunkt der Familie Schnoor geworden. Nach Schnoors Angaben lebte der Vater dort, und der Bruder Friedrich Carl Schnoor, obwohl er nun Justizamtmann des Fürstbistums Lübeck im Amt Kaltenhof geworden war, wohnte auch in Lübeck und hatte dort eine eigene Kanzlei.[78] Dass auch Heinrich Christian Schnoor sich Lübeck zugehörig fühlte, geht aus einem Eintrag im Geniner Trauregister von 1802 hervor. Danach hat der „Secretair" Heinrich Christian Schnoor, der Sohn des Kammerrats Jakob Johann Schnoor und der Margarethe Carolina Christina von Barner, am 20. Dezember 1802 in dem kleinen Ort Genin, damals direkt vor der Stadtgrenze gelegen, heute längst Teil der Stadt, Johanna Carolina Schmidt, „des verstorbenen Herrn Carl Friedrich Schmidt gewes. königl: preuß: Calculators in der Prignitz jüngste Tochter" geheiratet.[79] Diese Eheschließung auf fremdem Territorium ist den Vorschriften der Zeit gemäß den Behörden in Berlin und dem Rat in Lübeck mitgeteilt worden.

Das „vagabundirende Genie", der ewige Student, hat geheiratet. Mit diesem Happy End könnte man die Spurensuche vorläufig abschließen, gäbe es nicht zwei Briefe, einer an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin,[80] der andere an den Geheimen

76 http://de.wikipedia.org/wiki/De_âlde_Friezen (aufgerufen am 27.12.2010).

77 Aeltere Universitäts-Matrikeln. I. Universität Frankfurt a.O. Aus der Originalhandschrift unter Mitwirkung von Dr. Georg Liebe und Dr. Emil Theuner hrsg. von Dr. Ernst Friedlaender [...] Bd. 2 (1649-1811). Leipzig 1888 (Publicationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven, Bd. 36), S. 569 (1799. Nr. 15).

78 Lübeckisches Addreß-Buch für das Jahr 1799. Lübeck: Römhild, S. 142: „Schnoor, Carl Friedr., J.U.D., Rev. Capituli Justiz-Amtmann, Pferdemarkt", ähnlich S. 192. Ab 1803 lautet die Adresse „oben in der Hartengrube", d.i. in der Nähe des Doms.

79 Geniner Trauregister 1802, S. 61.

80 Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Schwerin. Signatur: Mkl f I 3201-4°.

Rat Goethe in Weimar[81] gerichtet, in denen Heinrich Christian Schnoor selbst über sein weiteres Schicksal berichtet.

Das Schreiben an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vom 17. Juli 1815 begleitete ein dem Großherzog dediziertes *Lied der Weihe*.[82] Dem gedruckten Liedtext, der nur einen Verweis auf die Melodie des bekannten *Vom hoh'n Olymp herab* enthält, war ein Notenblatt mit der handgeschriebenen Melodie des Liedes beigelegt, die mit der des früheren Liederdrucks übereinstimmt. Interessanter als der belanglose Huldigungstext des Liedes ist der Brief, der sich nicht nur in den zu erwartenden untertänigen Floskeln eines Widmungsschreibens erschöpft, sondern wichtige Informationen zu Schnoors Biographie enthält.

Als 1802 in Bad Doberan das von Carl Theodor Severin 1801/02 erbaute Großherzogliche Salongebäude, der „neue Saal", der heute als Verwaltungsgebäude des Landkreises Bad Doberan genutzt wird, eingeweiht wurde, war Schnoor vor Ort und „Augenzeuge bey der Einweihung". Dieser Neubau stand in einem engen Zusammenhang mit dem Beginn der Badekultur an der Ostsee. Mit einem auf dieses Ereignis bezogenen Gedicht[83] konnte Schnoor die Aufmerksamkeit des Großherzogs gewinnen, und wurde von ihm mit „gnädigem Beyfalle" und einer großzügigen Anerkennung bedacht.

Doch die Zeit der Ruhe und Anerkennung war bald vorbei. Dass Schnoor keine Sympathien für die Ziele der Französischen Revolution hegte, kann nicht überraschen; auch Frankreichs Kriege unter Napoleon sah er kritisch: „wie viel Unglück und Verheerung hat ein zügelloses, herrschsüchtiges Volk, über die ganze Menschheit verbreitet."

1806 waren er und seine Familie direkt von den Auswirkungen des Krieges betroffen. Nach der Schlacht von Jena und Auerstedt sammelten sich Teile der versprengten preußischen Armee um General Gebhard Leberecht Blücher, den Kommandeur der Nachhut. Bei dem verzweifelten Versuch, die ca. 25.000 Soldaten der Gefangennahme zu entziehen und sie für spätere militärische Aktionen in einen sicheren Raum zu bringen, geriet das Korps, da der Weg nach Osten durch die rasch vorstoßenden französischen Truppen verlegt war, immer weiter nach Norden. Über Lübeck hoffte man, sich nach Schweden einschiffen zu können, doch in Travemünde lagen keine geeigneten Schiffe mehr. Um sich in der Stadt zu verschanzen, brachen die preußischen Soldaten unter Mißachtung der Lübecker Neutralität die Stadttore auf. Doch das Eindringen der französischen Truppen am 6. November 1806 durch das Burgtor veranlasste sie zur Fortsetzung der Flucht. Die Gefangennahme Blüchers in Ratekau

81 Goethe-Schiller-Archiv, Weimar. Signatur: 28/103 Bl. 270f.

82 Lied der Weihe. Dem allerdurchlauchtigsten regierenden Großherzog zu Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz allerunterthänigst dargereicht von H. C. Schnoor. Hamburg, gedruckt bei Friedrich Hermann Nestler 1815.

83 Der Einweihung des neuen Saals zu Doberan gewidmet. [Gedicht] von H. C. Schnoor. Rostock: [Johann Jakob] Adler [1802].

am 7. November 1806 beendete dieses militärisch sinnlose Unternehmen. Mit ihm streckten die verbliebenen 14.000 preußischen Soldaten die Waffen.

Die französischen Soldaten machten keinen Unterschied zwischen preußischen Soldaten und Lübecker Bürgern. Sie forderten Proviant, vor allem Wein, requirierten Pferde und drangen in die Häuser ein. Es kam zu Plünderungen und Vergewaltigungen, über hundert Lübecker Bürger verloren ihr Leben.[84] Betroffen war auch Schnoors Familie. „Meine Frau wurde aufs Aeußerste geschändet, und starb drey Wochen nachher im Kindbette", berichtet er Goethe 1823. „Mein einziger Bruder, welcher damals Justiz-Amtmann im Dienste des Herzogs zu Oldenburg und Dr Juris war, wurde heftig mitgenommen, und erlitt nicht nur damals, sondern auch in der Folge soviel, daß er endlich wahnsinnig wurde, und im Kampfe des heftigsten Leides, nach einem Krankenlager von sieben Monaten, den Geist aufgab."[85]

Erst der durch den in Lübeck lebenden französischen Gelehrten Charles François Dominique de Villers informierte Marschall Jean Baptiste Jules Bernadotte sorgte dafür, dass die Übergriffe beendet und die Ordnung in Lübeck wieder hergestellt wurde.

84 Eine hervorragende authentische Quelle für die Lübecker Ereignisse ist der Bericht, den Charles de Villers der französischen Schriftstellerin Fanny de Beauharnais geschickt hat und der bereits 1807 in Amsterdam auf Französisch und in deutscher Übersetzung erschien:
– Charles de Villers: Die Schlacht bei Lübeck 1806. Mit einem Nachwort neu hrsg. von Hans-Bernd Spies. Faks.-Dr. [d. Ausg.] Amsterdam 1807. Lübeck: Weiland 1981.
Benutzt wurden daneben folgende Veröffentlichungen:
– [Wilhelm Gläser:] Lübeck und Ratekau im November 1806. Gedenkblatt in Aufzeichnungen von Augenzeugen. Lübeck: W. Gläser Verlag 1884.
– Wilhelm Brehmer, Carl Wehrmann, Adolf Wohlwill, Theodor Eschenburg: Beiträge zur Geschichte Lübecks in den Jahren von 1800 bis 1810. 1-11. In: Mittheilungen der Gesellschaft für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde 1 (1883-1884), Nr. 1, S. 5-14; Nr. 2, S. 18-21; Nr. 8, S. 122-129; Nr. 11, S. 162-172; 2 (1885-1886), Nr. 9, S. 130-135; 5 (1891-1892), Nr. 3, S. 35-37; Nr. 4, S. 49-59; Nr. 5, S. 65-73; Nr. 6; S. 83-87, Nr. 7, S. 99-105; Nr. 8; S. 113-117; 6 (1893-1894), Nr. 5, S. 67-70; Nr. 7, S. 109-112; Nr. 8, S. 120f.; Nr. 9, S. 142f.; Nr. 11, S. 163-168; 7 (1895-1896), Nr. 1, S. 5-10.
– Die Hansestädte unter dem Kaiserreich Napoleons. Hrsg. von Theodor Rehtwisch. Leipzig: Wigand [1912] (Aus vergilbten Pergamenten. Eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der napoleonischen Epoche. Hrsg. von Theodor Rehtwisch, Bd. 12).
– Hans-Bernd Spies: Neue Quellen zur Eroberung Lübecks im Jahre 1806. In: Der Wagen. Ein lübeckisches Jahrbuch. 1982. S. 73-76.
Einen raschen ersten Überblick bietet der Abschnitt *Die Schreckenstage von Lübeck* in:
– Deutschland unter Napoleon in Augenzeugenberichten. Hrsg. und eingeleitet von Eckart Kleßmann. Düsseldorf 1965, S. 197-216.

85 Eine eindeutige Überprüfung dieser Angaben ist zur Zeit nicht möglich. Die gedruckten Augenzeugenberichte konzentrieren sich im wesentlichen auf das Geschehen in der Nähe des Burgtores und des Marktes. Gertrud Nordmann u.a.: Findbuch des Bestandes Abt. 260. Regierung des Bistums / Fürstentums / Landesteils Lübeck zu Eutin. Bd. 1. Schleswig 1997 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 50), S. 247f. verzeichnet tatsächlich u.a. ein „Gesuch des Justiz-Amtmanns Schnoor in Lübeck um Vergütung für den durch die Kriegsunruhen in den Jahren 1806 und 1807 erlittenen Verlust". Doch diese Quellen, die auch Aufschluss über die Lebensumstände der Familie bringen könnten, sind nicht mehr greifbar; ein an dieser Stelle gedruckter Vermerk besagt: „Die Akten [...] sind 1911 vernichtet worden".

Doch auch Schnoor blieb von den Auswirkungen des Krieges nicht verschont. Er befand sich zu dieser Zeit in Kopenhagen. Gegenüber dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gibt er an, er habe sich „bey Annäherung der Franzosen" nach Kopenhagen begeben, Goethe schreibt er, er sei 1806 „genöthigt [gewesen,] eine Geschäftsreise nach Kopenhagen zu unternehmen". In Kopenhagen war Schnoors Jugendfreund Friedrich Ludwig Aemilius Kunzen seit 1795 königlicher Kapellmeister. Vermutlich hat Schnoor sich zumindest um einen Kontakt zu ihm bemüht. Knud Lyne Rahbek hat Schnoor seinen dänischen Lesern als den „hier nicht unbekannten jungen Musiker" vorgestellt; diese Bemerkung könnte sich auf diese Kopenhagener Zeit beziehen.[86]

Im Jahr 1807 wurde Kopenhagen vom 2. bis 6. September durch englische Schiffe bombardiert. Bereits im April 1801 hatte eine englische Flotte unter Nelson vor Kopenhagen den Dänen eine Seeschlacht geliefert, um die dänische Neutralität in der Auseinandersetzung Englands mit Frankreich durchzusetzen. Das erneute Erscheinen einer englischen Flotte 1807 sollte den Engländern eine freie Sundpassage und damit die Verbindung mit dem Allierten Russland gewährleisten. Englische Seesoldaten legten einen Belagerungsring um Kopenhagen, während sich die dänische Regierung und das Königshaus in das holsteinische Glückstadt zurückzogen. Schnoor wurde Augenzeuge des Beschusses Kopenhagens mit den Schiffsgeschützen und Congreve-Raketen. Im Brief an Goethe berichtet er, wie die Engländer „mit ihren Bomben und teuflischen Feuer Wänden diese Stadt einäscherten, wobey Hunderte von Menschen das Leben verlorn, und verkrüppelt wurden. Ich verlor Alles, was ich noch gerettet hatte in den Flammen, und hatte gar nichts übrig, als was ich auf dem Leibe trug."[87] Große Teile der Stadt gerieten durch den Beschuss in Brand, ca. 1000 Kopenhagener verloren ihr Leben. Dieser unprovozierte Angriff hatte zur Folge, dass Dänemark eine Koalition mit Napoleon einging.

„Im September 1807 kehrte der König von Holstein zurück, und gab mir eine Anstellung als Professor, mit einem ansehnlichen Gehalt in Papiergelde, der einzigen dort gangbaren Münze." Nähere Einzelheiten zur Anstellung waren nicht zu ermitteln. Eine Professur an der Universität von Kopenhagen hat Schnoor auf jeden Fall nicht innegehabt. Allerdings pflegte der dänische König im 19. Jahrhundert den Titel ‚Professor' sehr oft als Ehrentitel zu vergeben.[88] Diesen Titel trug Schnoor, wie vorher den

86 Eine Sichtung der Kopenhagener Konzertberichterstattung dieser Zeit könnte weitere Spuren ergeben.

87 Schnoors Schilderung des Schicksals der Stadt Kopenhagen deckt sich im wesentlichen mit den zeitgenössischen Darstellungen. Quellen, die sein eigenes Schicksal bestätigen könnten, sind bisher nicht bekannt. Vgl.: Thom[as Christopher] Bruun: Toget til Siælland og Kiøbenhavns Beleiring. Kiøbenhavn: Andreas Seidelin 1807; [Ludwig Beatus Meyer:] Seeland im Sommer 1807. In vertrauten Briefen an einen Freund in Berlin. Von einem Augenzeugen. Nebst dem Grundrisse von Kopenhagen und den Actenstücken. Germanien [d.i. Leipzig: Bruder] 1808.

88 Freundliche Auskunft von Ejvind Slottved, Københavns Universitet, Universitetshistorisk Afdeling, vom 10. Dezember 2008.

Titel ‚Sekretär des Prinzen von Coburg', auch nach dem Ende seiner Kopenhagener Zeit, nach dem Zeugnis seiner Hamburger Bekannten noch 1828.

Die hohen Militärausgaben und die sinkenden Einnahmen in der Landwirtschaft, der die zum Militärdienst eingezogenen Landarbeiter als Arbeitskräfte fehlten, wirkten sich katastrophal auf die dänische Wirtschaft aus. Die Währung „sank nach und nach in ihrem Werthe so sehr herab, das jeder Thaler im J. 1811 nur zwey Groschen Werth behielt, und ich mich genöthigt sah diese Stelle aufzugeben, um nur nicht zu verhungern, denn an Zulage war nicht zu denken." Die Inflation mündete im dänischen Staatsbankrott von 1813.

„Als ich nach Lübeck zurückkehrte fand ich dort noch immer die Franzosen, welche mit Contributionen die Einwohner peinigten; meine Verwandten waren größtentheils ruinirt. Nach dieser Zeit habe ich in der Welt umhertanzen müssen, mühsam einigen Erwerb, aber keine perennirende Stelle gefunden." Das Fürstbistum Lübeck hatte 1811 Teile seines Gebietes an das französische Département des Bouches de l'Elbe abgegeben müssen, und dem Justizamtmann Friedrich Carl Schnoor war es auferlegt worden, an der Spitze einer Gruppe von Untertanen nach Hamburg zu reisen, um der französischen Behörde den Homagial-Eid zu leisten.[89] 1814 ließ er sich, obwohl er sicher noch nicht die Altersgrenze erreicht hatte, pensionieren.[90]

In dieser Situation erinnerte sich Heinrich Carl Schnoor 1815 einer früheren Bekanntschaft und schrieb am 17. Juli 1815 aus Hamburg den schon erwähnten Brief an den Großherzog von Mecklenburg. Obwohl das Schreiben nicht frei von Larmoyanz und Koketterie ist, so wird aus ihm dennoch deutlich, dass die einstigen hochfliegenden Pläne und die Selbstüberschätzung verflogen sind. Er bittet zwar nicht direkt um eine Unterstützung, doch wenn ausdrücklich die „wohlthätige Hand" des Großherzogs hervorgehoben wird, ist die Intention des Briefes klar.

Der Brief aus Hamburg ist möglicherweise auch beantwortet worden. In den *Privilegirten wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg* erschien am 3. August 1815 eine amtliche Anzeige:[91]

> H. C. Schnoor, Privat-Gelehrter, wird aufgefordert, sich wegen eines Schreibens aus Rostock fördersamst bey der hiesigen Policey-Behörde zu melden, um daselbst den für ihn eingesandten Brief in Empfang zu nehmen.

Eine solche öffentliche Aufforderung war durchaus üblich, wenn eine Briefsendung nicht auf dem Postamt abgeholt worden war und auch auf anderem Wege nicht zugestellt werden konnte. In der selben Ausgabe der Zeitung werden wenige Seiten später *Neue Musicalien* angeboten, darunter: *Schnor, Erinnerung, für Fortepiano oder Guitarre.* Schnoor hält sich also wieder in Hamburg auf und verfasst wieder

89 Nordmann: Findbuch des Bestandes Abt. 260. 1. Bd. (wie Anm. 84), S. 274 (3016).
90 Ebd., S. 247f.
91 Privilegirte wöchentliche gemeinnützige Nachrichten von und für Hamburg. No. 182 (3. August 1815), S. 4.

Lieder. Ob ihn der Brief aus Rostock erreicht hat oder ob er schon wieder weitergezogen war, ist unbekannt.

Mit zeitlich befristeten Arbeitsverhältnissen, in denen er vor allem seine Fremdsprachenkenntnisse nutzen konnte, hielt sich Schnoor noch 1823 über Wasser, als er sich am 10. Juli aus Berlin hilfesuchend an Goethe wandte. Deutete das Schreiben an den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Bitte um Unterstützung nur dezent an, so spricht der Brief an den Geheimrat in Weimar die Aufforderung, ihm aus seiner Notlage zu helfen, offen und unverbrämt aus.

Der Brief enthält nicht nur die Schilderung seines Schicksals in der Napoleonischen Zeit, sondern Schnoor verweist, um sich der Unterstützung würdig zu erweisen, auf seine musikalischen und dichterischen Aktivitäten. Er habe eine musikalische Ausbildung nicht nur vom „Capellmeister Kunzen", sondern auch von dem Weimarer Hofkomponisten Johann Nepomuk Hummel, von Carl Hanke[92] „und andern guten Meistern der Musik" erhalten, aber nur „zu meiner Erholung. Auch habe ich in der Dichtkunst einige Versuche gewagt, bin aber immer nur ein Stümper geblieben." Nur Lieder seien ihm gelungen, darunter *Hoch vom Olymp ward uns die Freude*, das er „auch in Musik gefaßt habe". Was Hoffmann von Fallersleben nur vermuten konnte, belegt nun das Zeugnis des Verfassers.

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn der Einundsechzigjährige, der sich schon zu Beginn des Briefes als „alter Mann am Rande seines Grabes" vorgestellt hatte, gegenüber dem Dreiundsiebzigjährigen die Beschwerlichkeiten des Alters beklagt und behauptet, er sei „im Alter nahe an siebzig Jahren". Mit den Altersangaben hatte er es auch früher nicht so genau genommen.

An Goethe verwiesen wurde Schnoor durch Carl Wilhelm von Fritsch, Staatsminister in Sachsen-Weimar-Eisenach von 1815 bis 1843, an den er sich zunächst gewandt hatte. Um sein Anliegen vorzutragen, scheint Schnoor seine freimaurerischen Beziehungen genutzt zu haben, denn der Geheimrat von Fritsch war ab 1808 35 Jahre lang Meister vom Stuhl der Loge *Anna Amalia zu den drei Rosen* in Weimar.[93] Weimars mächtiger Mann hatte ihn aber überzeugen können, dass er ihm nicht helfen könne. Als Freimaurer fand er also nicht in jedem Fall brüderliche Unterstützung. Goethe hat Schnoors Brief wahrscheinlich nicht beantwortet; ein dem Schreiben beigelegtes, für die Großherzogin von Weimar bestimmtes Lied befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv,[94] ist ihr anscheinend nicht ausgehändigt worden.

Das der Großherzogin zugedachte Lied, von fremder Hand auf drei Seiten abgeschrieben, scheint, obwohl die Entstehungszeit nicht vermerkt ist, das letzte bekannt

92 Vgl. Cornelius Kellner: Carl Hanke (1749-1803) - ein vergessener Komponist Vossischer Gedichte. In: Vossische Nachrichten 7 (2003), S.17-23.

93 Eugen Lennhoff, Oskar Posner: Internationales Freimaurer Lexikon. Unveränd. Nachdruck von 1932. Wien 1992, Sp. 543.

94 Goethe-Schiller-Archiv, Weimar. Signatur: 32/238: Die Vergangenheit / gedichtet, und in Musik gesetzt von H. C. Schnoor. ‚Kennst du das Land am Ostseestrande'.

gewordene Lied zu sein, das Schnoor gedichtet und komponiert hat. Gedruckte Lieder Schnoors lassen sich in dieser Zeit nicht mehr nachweisen. Seine Liedtexte sollten offenbar keinen höheren Ansprüchen genügen und lassen sich am ehesten der Gelegenheitslyrik des 18. Jahrhunderts zuordnen. Dem gewandelten Geschmack des frühen 19. Jahrhunderts entsprachen sie nicht mehr. Versuche in größeren musikalischen Formen konnten nicht ausfindig gemacht werden. Schnoor hat sich offenbar auf Liedvertonungen beschränkt und blieb nach Eitners Einschätzung ein „Dilettant (im positiven Sinne)". Innerhalb der tiefgreifenden politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen, die in Europa am Ende des achtzehnten und dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stattfanden, gelang es Schnoor, der schon in seiner Jugend einem überholten ständischen Vorbild nacheiferte, nicht, eine Lebensperspektive zu entwickeln, auf der sich eine gesicherte Existenz hätte aufbauen lassen.

Als Schnoor im September 1828 nach Hamburg kam und bei Bekannten, die ihn aus ihrer Studienzeit in Leipzig und Halle kannten, vorsprach, kam er nach seinen Angaben zu Fuß aus Frankreich und plante nach Breslau weiterzureisen, wo er eine Stelle als Sprachlehrer in Aussicht habe. Die Unstetigkeit, die sein ganzes Leben geprägt hatte, bestimmte noch immer seine Pläne. Ob er tatsächlich die Absicht hatte, nach Breslau zu reisen, oder ob die erhoffte Stellung nur ein Vorwand war, um von den Hamburger Bekannten eine Unterstützung zu erbitten, lässt sich nicht mehr überprüfen. Ob er auf dem Weg zu seinem nächsten Arbeitsplatz einen Umweg zu den Stätten seiner Kindheit in Rethwisch und den Gräbern seiner Angehörigen in Lübeck nehmen wollte, ist nicht überliefert. Sein älterer Bruder wurde schon im *Fürst-Bischöfl. Lübeckischen Genealogischen Staats-Calender* für das Jahr 1817 nicht mehr unter den Pensionären aufgeführt, 1821 wird er als verstorben bezeichnet,[95] die Schwester war bereits 1818 gestorben.

Heinrich Christian Schnoors letzte Spur verliert sich im Dunklen.

Heinrich Christian Schnoor.
Verzeichnis der nachweisbaren und ermittelten Musikalien

Zwölf Lieder der Grafen zu Stollberg in Musik gesetzt. Hamburg 1788

Lieder von Heidenreich, Baron von Schlippenbach und Schakespear, in Musick gesetzt [...] Erstes Heft. Leipzig, Voss & Leo [1795] – Conservatoire Royal de Musique Bruxelles, Bibliothèque (RISM A,I,7: S 1906)

Freimaurerlieder in Musik gesetzt. Heft 1. Hamburg: C. W. Meyn 1796

Gesellschaftliches Frühlingslied von Schnoor und Schütze, im Geschmack von Freut euch des

95 Nordmann: Findbuch des Bestandes Abt. 260. 1. Bd. (wie Anm. 84), S. 247f.

Lebens. Hamburg, C. W. Meyn 1796 – Bibliothèque nationale et universitaire Strasbourg (RISM A,I,7: S 1907)

Gesellschaftliches Frühlingslied. [...] Braunschweig, Musikalisches Magazin auf der Höhe, No. 316 (Apollo's Tempel des Gesanges, Nr. 40). – Universtitätsbibliothek Münster (Dauerleihgabe der Fürst zu Bentheim-Tecklenburgischen Bibliothek, Rheda) (RISM A,I,7: S 1908)

Lieder, dem traulichen Zirkel gewidmet. Hamburg: C. W. Meyn 1796. Heft 1-3

Melodien zum Taschenbuch für Freunde des Gesanges. Erste Abtheilung. Stuttgart,:J. F. Steinkopf, 1796. – Fürstlich Oettingen-Wallerstein'sche Bibliothek, Harburg; Staatsbibliothek München (RISM)

Musikalisches Blumensträuschen fürs Clavier oder Fortepiano, den Kennern und Liebhabern gewidmet. H. 1-3. Hamburg: C.W. Meyn 1796 – Staatsbibliothek Berlin [H. 3] (RISM A,I,7: S 1913)

Musikalisches Blumensträuschen auf dem Pianoforte für das schöne Geschlecht. Heft 1. Bremen. Auf Kosten des Verf.

Musikalisches Bouquet für Damen, enthaltend mehrere ausgewählte Lieder, nebst andern gefälligen Compositionen.

Aufmunterung zur Freude. Arie. ‚Vom hohen Göttersitz ward uns die Freude' in Musick gesetzt für's Forte-Piano. Hamburg, J.A. Böhme. – Landesbibliothek Schwerin (RISM A,I,7: S 1910)

Aufruf zur Freude. Ein Rundgesang für frohe Gesellschaften für's Forte-Piano und Flöte. ‚Tag, zur Wonne auserkoren'. Hamburg, bei G. Vollmer

Lied zur Beförderung geselliger Fröhlichkeit mit Begleitung des Pianoforte, gedichtet und in Music gesetzt von H. C. Schnorr. Hannover, C. A. Kruschwitz. – Ratsbücherei und Stadtbibliothek Lüneburg, Musikabt. (RISM A,I,7: S 1912)

Der Einweihung des neuen Saals zu Doberan gewidmet. [Gedicht] von H. C. Schnoor. Rostock: Adler [1802] – Universitätsbibliothek Rostock

Aufmunterung für unsere Krieger [...] ins Dänische übersetzt vom Herrn Dr. Frankenau. København: S. Sønnichsen. – Det kongelige Bibliotek, København (RISM A,I,7: S 1909)

Bundeslied für das Pianoforte; in Musik gesetzt u. der ehrenwerten Bürgerwehr in Hamburg zugeeignet von H. C. Schnoor.

Gesellschaftslied ‚Weg mit den Grillen, weg mit Sorgen' Für Forte Piano u. Guitarre. Von Schnoor. Hamburg: A. Cranz [o.J.] – Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg (RISM A,I,7: S 1914)

Lied der Weihe. Dem allerdurchlauchtigsten regierenden Großherzog zu Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz allerunterthänigst dargereicht / von H. C. Schnoor. Hamburg, gedruckt bei Friedrich Hermann Nestler. 1815. – Landesbibliothek Schwerin

Erinnerung. Lied. ‚Siehst du in ungemessner Ferne!' für Forte Piano & Guitarre. Hamburg bey Rudolphus, Altona bey Cranz [1815] – Landesbibliothek Kiel (RISM A,I,7: S 1911)

Die Vergangenheit / gedichtet, und in Musik gesetzt von H. C. Schnoor. ‚Kennst du das Land am Ostseestrande'. – Goethe-Schiller-Archiv, Weimar

Friedrich Gottlieb Welcker (1784-1868). Stich von Adolf Hohneck (1840)

Welcker bei Voß

Vergessene Zeugnisse über Begegnungen zweier Zeitgenossen

von Jörg-Ulrich Fechner

Friedrich Gottlieb Welcker (4. November 1784 - 17. Dezember 1868) kommt in der Forschung zu Johann Heinrich Voß bisher nicht vor. Überhaupt hat die Voß-Forschung bislang nur wenig darauf geachtet, welche dokumentarischen Zeugnisse sich autobiographischen Aufzeichnungen von Zeitgenossen über Begegnungen mit Voß ablesen lassen. Die folgenden Ausführungen verstehen sich daher zugleich als ein methodischer Versuch über das, was diese Form der Annäherung etwa zu leisten vermag. Dass in dieser Sonderform der Erinnerungsliteratur sich eine zeitversetzte Erinnerung und Interpretation, eine Darstellung des berühmten Zeitgenossen und eine damit verbundene Selbstaufwertung des Berichterstatters verschränken (können), versteht sich von selbst.

Welcker,[1] der aus einem Pfarrhaus in Grünberg in der hessischen Provinz stammte, war ein aufgeweckter, frühreifer Knabe, der dankbar die Lehren des Vaters und später, nach der Konfirmation, die seines Hauslehrers, Christian A. Münch, aufgriff. Hier, in der häuslichen Privaterziehung und Lektüre, kam es auch zu der ersten Begegnung mit den Schriften von Johann Heinrich Voß. Schon der heranwachsende Welcker hatte sich an der Homer-Übersetzung von Voß begeistert, nachdem er Homer zunächst durch die Übersetzung Stolbergs kennengelernt hatte. In Welckers Autobiographie liest man dazu folgenden Abschnitt, der es als Zeugnis der historischen Bildung in der Provinz mittels des Lesens verdient, ausführlich zitiert zu werden:[2]

> In die Welt der höheren Poesie hatte ich ebenso wie in ferne Lande und die Geschichte alter und neuer Völker Gelegenheit erste Blicke zu thun, nicht in alle Tiefen und Feinheiten der Kunst eindringende, aber wohlbefriedigte und genussreiche. In Klopstocks Messias drang ich nicht tief ein, während die mir zuerst durch Stolbergs Uebersetzung bekannt gewordene Ilias mich fortriss, sobald ich den Vossischen Homer zum Geschenk erhielt. Aber ich las Klopstocks Oden, den Don Quixote, Wielands Oberon, Lessings Nathan, Goethes Werke in der ersten noch nicht bändereichen Ausgabe. Werther bezauberte mich mehr, als er mich rührte. Von der Sympathie, die damals noch viel empfunden wurde, erfuhr ich nichts, indem die pathologische Absicht der Dichtung, die man natürlicher Weise bei jeder ethischen vorauszusetzen pflegt, mir versteckt blieb. Der Faust blieb mir dunkel; die einzige Lieblichkeit der Lieder wusste ich in ihrer Eigenthümlichkeit noch nicht vollkommen zu schätzen; mehr in der ihrigen Iphigenie. Lehrreich, um mich mit den Menschen und der Bildung der Gegenwart etwas bekannt zu machen, waren Rabeners Satiren, Knigges

1 Quelle für die folgenden Zitate und lebensgeschichtlichen Daten ist der Erinnerungsband: Das Leben Friedrich Gottlieb Welcker's. Nach seinen eignen Aufzeichnungen und Briefen von Reinhard Kekulé. Mit einem Bildniss Welcker's in Radirung von Ludwig Otto. Leipzig: Druck und Verlag von B. G. Teubner 1880.

2 Ebd., S. 22

> Umgang mit den Menschen, die Schriften von Sturz; auch Lavater und Kotzebue blieben mir nicht unbekannt.

Und weiter heißt es an einer anderen Stelle der Autobiographie Welckers zu diesem Bildungsprogramm mittels der Lektüre:[3]

> Auch an Uebersetzungen aus dem Griechischen hat es nicht gefehlt, wol vorzüglich durch das Beispiel und den Einfluss von Joh. Heinrich Voss.

In dem etwa ab 1798 einsetzenden Unterricht Münchs gewann Voß nochmals einen besonderen Einfluß auf Welcker, der sich aus dem Rückblick des Alters an den ihn prägenden Eindruck der Ausgabe von Vergils *Bucolica* noch lebendig erinnerte:[4]

> Weit voran unter dieser Lectüre stehen Virgils ländliche Gedichte in der Ausgabe von Joh. H. Voss. Der Reiz der italischen Natur und Bevölkerung, die Schönheit der Sprache und der Laute wurden mir näher gebracht und erhöht durch die des Originals so sehr würdige Uebersetzung; die Klarheit und Gediegenheit der Erklärung in neuer geschmackvoller Art und Sprache machten diese neue Bekanntschaft vor vielen anderen, zum Theil auch höchst ergreifenden, für mich ganz besonders anziehend. So viel Antheil hatte daran der Uebersetzer und Erklärer, dass ich mir seine eigenen Gedichte in vier Bänden kaufte und für sie eine gewisse Vorliebe fasste, die ich nicht immer festhalten konnte. Alles, was sich in den Gedichten auf die verehrte Freundin [Agnes Gräfin zu Stolberg] und überhaupt auf das Leben des Verfassers in Eutin bezog, erregte meine Aufmerksamkeit[,] und ich theilte in gewissem Masse die Verehrung für Gräfin Agnes.

Welcker kam bereits „mit siebzehnthalb Jahren"[5] ohne Abitur nach einer Prüfung durch einen mit dem Vater befreundeten Theologen ab 1801 als Student an die Universität Gießen. Hier studierte er Theologie, daneben Philosophie, Jurisprudenz, aber auch Physik, Chemie und sogar Arabisch. Die klassische Philologie, der seine Neigung und Leidenschaft galt, konnte er nur privatim bei einem Theologen studieren. Schon mit Ende seines zweiten akademischen Jahres wurde Welcker 1803 im Alter von erst knapp neunzehn Jahren zum Doktor der Philosophie promoviert. Er erhielt eine Lehrerstelle an der Gelehrtenschule des Pädagogiums in Gießen und war zugleich ab diesem Zeitpunkt auch als Privatdozent an der dortigen Universität tätig.

Aus dieser beruflichen Situation heraus entstand dann bald schon Welckers Wunsch, mit dem Homer-Übersetzer Voß und dem großen Altphilologen Wolf in persönlichen Kontakt zu treten. Eine Einführung bei Voß erhielt Welcker über den jüngeren Johann Heinrich Voß (1779-1822), der von 1799 bis 1800 in Halle und dann von 1801 bis 1804 in Jena studiert hatte. Nach der damals aufsehenerregenden Konversion von Friedrich Leopold Graf Stolberg zum Katholizismus im Jahre 1800 hatte der alte Voß seinen ehemaligen Göttinger Studienfreund und den dann langjährigen Förderer seiner beruflichen Lebensumstände mit bis heute anrüchigen, weil überaus polemischen Schriften öffentlich angegriffen und verfolgt. 1802 hatte Voß sich dafür entschie-

3 Ebd., S. 35
4 Ebd., S. 19f.
5 Ebd., S. 24

den, mit seiner Frau zu den damals in Jena studierenden beiden Söhnen Abraham und Johann Heinrich umzuziehen. Als nun Welcker im Herbst 1805 während der Ferien zu Fuß nach Jena und Halle reiste, empfahl ihn der inzwischen als Professor am Gymnasium in Weimar tätige jüngere Voß an seinen Vater weiter. So kam es zu einer ersten persönlichen Begegnung zwischen Welcker und Voß, von der wir nur aus seiner fragmentarischen Autobiographie wissen, die Welcker, der inzwischen blind geworden war, einem Schreiber 1864 diktierte.[6]

> Auf einen Theil der griechischen Poesie, dem ich nachher einen guten Theil meines Lebens widmen sollte, bin ich auf einer Ferienreise nach Jena und Halle, die ich in dem schönen Herbst 1805 zu Fuß unternahm, um Joh. Heinr. Voss und F. A.Wolf persönlich kennen zu lernen, aufmerksam gemacht und dazu angeregt worden. Zu Joh. Heinr. Voss wurde ich durch seinen Sohn, der Professor am Gymnasium zu Weimar war und mich gleich als Freund, der er bis zu seinem Lebensende geblieben ist, aufgenommen hatte, eingeführt. Der Vater Voss nahm mich nach seiner patriarchalischen Weise mit dem grössten Wohlwollen auf, hielt mich viele Tage zurück, erzählte mir mit aller Offenheit viel aus seinem Leben und von Gelehrten – nur von seinem Streite mit Heyne allzuviel, bis zur Ermüdung – und auch in seiner Bibliothek gestattete er mir, mich nach Lust umzusehen. Dabei holte er einmal zufällig die Fragmente der griechischen Lyriker mit Pindar hervor und äusserte, wie wünschenswert es sei, dass die Sammlung der ersteren nach dem Bedürfniss der Zeit erneut werde. Das Alter dieser durch den Ruhm geadelten Dichter und der Umstand[,] dass das Ausgäbchen des Henricus Stephanus so vielmals im Druck wiederholt worden war, reichten zu, um augenblicklich bei mir festzustellen, dass ich dem nachgehen würde. Denn das Ansehen der älteren Dichter als des Gipfels im Verhältniss zu dem weiteren Umfang der abnehmenden Seiten und der umgebenden unermesslichen Flächen war in der Philologie seit geraumer Zeit schon sichtbar genug.

Die Wertschätzung, die Welcker für Johann Heinrich Voß empfand, spiegelt sich schon in dem äußerlichen Umstand, dass sein Bericht von der Reise im Herbst 1805 mit diesem langen Abschnitt über die Begegnung mit Voß einsetzt und erst darauf und in viel kürzerer Darstellung die Erinnerungen an das erste Treffen mit Goethe, Wieland und Wolf – in dieser Reihenfolge – anfügt!

Bis 1806 blieb Welcker als Lehrer in Gießen am Pädagogium tätig. Hier bildete sich sein Plan heraus, eine Reise nach Italien durchzuführen – ein Plan, der deshalb ausgeführt werden konnte, weil ihn, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, der „höchst ausgezeichnete Cabinetssecretär des humanen Grossherzogs [Ludwig I. von Hessen-Darmstadt], Schleiermacher" unterstützte. Am 30. Juni 1806 wurde Welckers Bitte um Urlaub von der Regierung genehmigt; am 1. August begab Welcker sich auf seine Fußreise, auf welcher er zugleich gern seine Freunde und Bekannten, dazu alle Berühmtheiten besuchen wollte. 1805 hatte Vater Voß eine ehrenvolle Anstellung als Berater an der Heidelberger Universität erhalten, die ihm ein sorgenfreies Leben garantieren sollte. Heidelberg nun lag auf der Reiseroute Welckers, und so war es ihm eine angenehme Pflicht, die Bekanntschaft mit dem berühmten Homer-Übersetzer und Spezialisten für griechische Literatur und lyrische Rhythmik überhaupt zu erneuern.

6 Ebd., S. 36f.

Da Welcker ein Reisetagebuch führte, sind wir in diesem Fall sogar über seine unmittelbaren Eindrücke informiert.

In seinem Tagebuch hält Welcker fest:[7]

Heidelberg den 8. Aug. [1806.]
Abends spät.

[...] Hier sah ich Schwarz, Rhode, Hallwachs &c, Nachmittags Voss und seine Frau in seinem neuen Garten. Dann eine herrliche Stunde mit ihm in seinem Haus, die ein junger Dichter benebst Manuscript nicht viel stören durfte. An der Luise wird umgearbeitet, die jetzt vorhandene erste Umarbeitung sei aus der Zeit vieles Verdrusses in Eutin (wo er oft nur durch seine grosse innere Heiterkeit der Ueberwältigung widerstanden) und in Eile, weil er[,] ehe Stolberg – der damals ihn durch Jakobinerriecherei wie seine Freunde geneckt – zurückkäme[,] fertig sein wollte, entstanden; die Situation sei daher nicht genug benuzt, das neuhinzugekommene nicht genug ins Ganze verfolgt und vertrieben; einen grösseren Umfang soll das Ganze dieser drei Epopöen nicht erhalten, weil es ausserdem keine Haltung und Einheit mehr habe; eine Scene soll jedoch[,] wenn ihm ein guter Gedanke der Verknüpfung komme[,] noch angefügt werden. Er scheut das romanhafte und möchte gern die reine Familiengeschichte erhalten, auch alle Verknotungen und Kontraste vermeiden, ohne die er sonst kein Werk [für] möglich hielt. Nichts pfälzisches würde er darstellen, weil er gelebt haben müsse mit dem[,] was er behandeln solle, und hier seine innere Natur doch unverändert und keine wichtigen Momente vorhanden seyen. Gelehrtes will er hier nicht mehr arbeiten, nur seine geographischen Fragmente, die Arbeit seines Lebens zusammenstellen, damit die Hauptsache erwiesen und das Ganze leichter zu vollenden sey. Viel über Takt, die Uebersezung des Pindars. Den Takt aufzufinden, hielt er für zu schwehr ohne die Elemente des Tanzes, dessen Schwankungen immer mit komponirt sein müssten mit den Sylben und der Musik, das Ganze derselben habe die lange rhythmische Periode allein sinnlich verständlich machen können &c. Von meinen Anmerkungen über die erste olympische Ode sey viel und besonders die erste unleugbar richtig und poetisch – das war die, wo Schaumann &c widersprach – Creuzer hatte sich darüber auch mit ihm gestritten. Die lyrischen Fragmente sollten beeilt werden. – Er spielte Klavier mit Ausdruck und war überhaupt ganz der liebenswürdige, zarte, poetisch lebende Mann. Izt, sagte er, habe er ganz die alte Heiterkeit wieder und die seelige Unruhe, die ihn beständig im Schlaf beschäftigt halte und vor dem Erwachen schon das Erwachen wünschen lasse.

Den 9.

Heute war ich noch eine Stunde bei Voss recht vergnügt, wiewohl uns wieder der Poet störte. Er war ärgerlich über ihn und lies [verließ] ihn. Einige Behauptungen von Joh. Müller wurden mit Rüge durchgegangen. Ueberhaupt sprach er ihm ein ernstes und gewissenhaftes Urtheil und Charakter ab; unstät ändere er die Ansicht nach Gunst und Wunsch, und das schade seinem herrlichen Talent. Von den neuen Zusäzen der Luise hab' ich eine Stelle gelesen, wovon ich den Anfang auswendig behalten:

Ein ländlicher Pfarrer verbauert,
Haftet am Kloss und vergeht in Nichtigkeit oder Erwerbsucht,
Wenn nicht griechischer Geist ihn emporhebt aus der Entartung
Neueres Barbarthums, wo Verdienst ist käuflich und erblich,

7 Ebd., S. 56f.

Zu altedeler Würde der Menschlichkeit: Geist des Homeros,
Welchen das Kind mit Lust anhört und der Alte mit Andacht,
Pindaros Schwung aus dem Staub und Platons göttlicher Fittich
Und hochherziger Sinn unsterblicher Todesverachter,
Sinn für gleiches Gesez, Freiheit und grosses Gemeinwohl.

Ich soll ihm eine Zeichnung von Angelika Kaufmann für die neue Ausgabe erbitten und schicken.

Dieser Eintrag im Tagebuch Welckers ist besonders wichtig, weil dadurch mit einem genauen Datum die Überarbeitung von Voß an seiner Luise überprüfbar wird. Beachtlich ist Welckers gutes Gedächtnis, denn sein Eintrag im Tagebuch weicht nur in wenigen Kleinigkeiten von dem Druck der zweiten Ausgabe der Luise ab.[8]

Eine Zeichnung von Angelika Kauffmann ist in dieser zweiten Ausgabe der Luise nicht enthalten, wohl aber Kupferstiche, die auf Chodowieckis Zeichnungen zurückgingen und von W. Gary gestochen wurden.

Als Welcker nach zweijährigem Aufenthalt in Rom, wo er Hauslehrer bei den Kindern Humboldts gewesen war und wo er im Umkreis der Altertumswissenschaftler, Philologen, Archäologen und bildenden Künstler gelebt hatte, nach Deutschland zurückkehrte, erhielt er 1808 nun eine hauptamtliche Anstellung als Professor an der Universität Gießen. Zum regelmäßigen Jahresablauf gehörten für den unverheiratet gebliebenen Welcker Ausflüge zu den Eltern, „nach Frankfurt, Darmstadt, Mannheim, oder nach Heidelberg zu den beiden Voss, Boeckh, Creuzer".[9] Nähere Berichte oder Aufzeichnungen über diese erneuten Begegnungen mit Johann Heinrich Voß scheinen sich nicht erhalten zu haben.

Im Frühjahr 1814 meldete Welcker sich aus patriotischem Überschwang zu dem hessischen Bataillon freiwilliger Jäger im Kampf gegen Napoleon. Am 28. März 1814 begann der Feldzug des Bataillons gegen Frankreich.[10] Heidelberg und Bruchsal waren die ersten Stationen. In Heidelberg war Welcker bei Voß einquartiert. In seinen Erinnerungen erwähnt er nochmals Gräfin Agnes Stolberg, die sich ihm schon bei der jugendlichen Lektüre der Gedichte von Voß als dessen Gönnerin eingeprägt hatte.[11]

Ihr lebensgrosses Bild sah ich später oft genug bei Voss, zuerst in Jena, dann in Heidelberg, wo ich mehrere Tage lang Mittags und Abends sein Gast war. Als ich im Jahr 1814 als Offizier der hessendarmstädtischen freiwilligen Jäger bei ihm einquartiert war, zog er mich beim Abschied in ein anderes Zimmer vor ihr Bild. Indem wir es ansahen, brach der alte Mann plötzlich in Thränen aus, hielt die Hand vor die Augen und sagte: „Sie war ein Kind, ein Engel."

8 Vgl. die zweite Ausgabe, Königsberg, bey Friedrich Nicolovius 1812, S. 150, 2. Idylle, Vers 495-503.
9 Welcker (wie Anm. 1), S. 122
10 Ebd., S. 132
11 Ebd., S. 20. – Das Zitat schließt unmittelbar an das oben unter Anmerkung 4 nachgewiesene an.

Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Dänemark und Skandinavien, wo er sich der Herausgabe der archäologischen Forschungen Zoëgas widmete, wollte sich Welcker bei der Rückkehr nach Deutschland erneut als Freiwilliger melden, doch lehnte der Großherzog das Gesuch ab. Ohnedies waren von der Gießener Universität Schritte gegen Welcker wegen seiner langen Abwesenheit eingeleitet worden, die seine Stellung als Professor gefährdeten. Als er bei den Verhandlungen auf den Geheimen Rat und Professor Crome stieß, der mit Graf Bernadotte verhandelt hatte und in dem Ruf stand, ein Franzosenfreund zu sein, reichte Welcker sein Gesuch um Entlassung aus der Gießener Professur ein. Am 2. September 1816 wurde dieser Bitte entsprochen.[12] Fast unverzüglich erfolgte ein Ruf an Welcker aus Göttingen, wo er ab dem Wintersemester wirkte. Hier kam es 1817 zu der letzten Begegnung mit Johann Heinrich Voß. Der Herausgeber von Welckers Erinnerungen berichtet darüber:[13]

> Schon Ostern 1817 besuchte Welcker die Eltern in Ofleiden, wo er, so lange die Eltern lebten, seine Ferien gerne zubrachte; Pfingsten war er „wie halb Göttingen" in Kassel, wo er stets die Brüder Grimm aufsuchte. Gleich darauf brachte ein Besuch der Familie Voss auch dem Leben in Göttingen selbst Wechsel und Erfrischung. „Vossens – so berichtet er in grosser Freude dem Vater – waren im Ganzen recht vergnügt, obgleich auch über sie Sorge und Kummer gekommen ist, wovon sie den Ausdruck nicht ganz in ihren Mienen verläugnen können. Heises, vorzüglich die Frau, welche mit der Mutter Voss ganz vertraut ist, thaten alles mögliche, um die würdigen Alten bequem und angenehm zu unterhalten. An viele Orte begleitete ich sie, besonders Voss zu den Gelehrten, die er sprechen wollte, grossentheils. Auch waren wir alle zusammen in der Stube[,] wo er als Student gewohnt hatte[,] und ich mit ihm auf Höltys Zimmer. Einen Abend brachte ich mit ihm bei Eichhorn zu, den Montag liessen sie sich gefallen[,] bei mir – nemlich in einem nahen Garten[,] wo Wirtschaft ist – zu sein und wo wir Männer auch den folgenden Abend beim Clubbnachtessen uns wieder einfanden. In diesen Tagen habe ich auch den General Dörnberg bei Heises einige Tage gesehn und mich der ungemeinen Innigkeit des Geistes und des schönen Feuers, das ihm aus dem kräftigen Gesicht spricht, erfreut. Er hatte Vossens nicht gekannt, Heises aber hatten in Heidelberg einst für seine Frau viel Freundschaft gehabt. Das war eine Herzlichkeit, ein Händedrücken, Thränen nicht unterdrückt – kurz[:] natürlich und wahr und geradezu wie die Menschen sein sollen, ohne das verwünschte Staatskleid, das sie heutiges Tags gewöhnlich in allem Reden und Thun verbirgt und entstellt. Mit Heeren kann Voss der Heynischen Verhältnisse wegen nicht zusammen kommen. Inzwischen hat dies nicht das mindeste störende für mich weder bei dem einen noch bei dem andern gehabt. Voss thut es, glaub' ich, etwas weh, dass meine mythologischen Untersuchungen den seinigen nicht zur Stütze dienen werden, allein er ist übrigens unverändert." So nahm Welcker von dieser letzten Begegnung mit dem Manne, der einst in ihm als Knaben die feurigste Begeisterung für das Altertum und für seine Persönlichkeit geweckt hatte, ein freundliches Bild mit sich. Später hielt ihn die altgewohnte Pietät gegen den Greis nicht davon zurück, das Uebermass von Gehässigkeit, das Voss in seiner Polemik entfaltete, nicht nur zu beklagen, sondern auf das schärfste zu verurteilen.

12 Ebd., S. 138
13 Ebd., S. 148f.

Selma

von Manfred von Stosch

In der vor wenigen Jahren erschienenen, verdienstvollen Neuausgabe der Korrespondenz Johann Heinrich Mercks findet sich ein Brief Heinrich Christian Boies vom 3.2.1775, in dem dieser Merck den Text einer „Ode" mitteilt, deren Titel und Verfasser dabei allerdings ungenannt bleiben.[1] Fast hat man den Eindruck, so wie der Brief das Gedicht präsentiert, als stamme es aus der Feder von Boie selbst. In Wirklichkeit ist der Verfasser jedoch Johann Heinrich Voß. Seine Ode, die den Titel „Selma" trägt, war bislang offenkundig unveröffentlicht. Sie wurde sehr wahrscheinlich schon von Voß selbst nie in den Druck gegeben, ist aber, abgesehen von Boies Brief, noch in einer weiteren Handschrift erhalten, die sich im Besitz der Bayerischen Staatsbibliothek in München befindet und die von der Hand von Voß selbst stammt.[2] Dort hat er das Gedicht mit seinem Namen unterzeichnet.

Da der Text auf dem bisher unbeachteten Münchener Blatt gewisse Abweichungen von dem von Boie übermittelten Wortlaut zeigt, ist es sinnvoll, ihn in der Münchener Version noch einmal mitzuteilen. Gleichzeitig soll der Versuch unternommen werden, die näheren Umstände der Entstehung der Ode aufzuhellen und sie so dem Umfeld einzufügen, dem sie entstammt. Der Text lautet auf dem von Voß niedergeschriebenen Blatt folgendermaßen:

Selma.

Komm, liebes Mädchen, unter den Apfelbaum!
Des Mondes Aufgang sehn wir am besten dort,
Indeß im düftevollen Wipfel
Engel von unserer Liebe flüstern.

Nun ist es jährig, Mädchen, als Sulamith
In Edens Gärten einsam zur Myrte ging,
In deren Duft einst unsre Seelen
Gleich, wie begegnende Küße, wurden.

Sie flocht von ihr zwey blühende Sprößlinge
Zum Kranz, und hing ihn zwischen den Rosenbusch
Petrarka's auf, und dem, wo Cidli
Ihrem Geliebten entgegensehnet.

1 Johann Heinrich Merck: Briefwechsel. Hg. von Ulrike Leuschner in Verbindung mit Julia Bohnengel, Yvonne Hoffmann u. Amélie Krebs. 5 Bde. Göttingen 2007, Bd. 1, S. 534f. – Frühere Veröffentlichungen des Boieschen Briefs verzichteten auf den Abdruck des Gedichttextes und endeten mit dem unmittelbar vorausgehenden Satz Boies „Schließlich noch eine Ode." (Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Hg. von Karl Wagner. Darmstadt 1835, S. 58; Johann Heinrich Mercks Schriften und Briefwechsel in Auswahl hg. von Kurt Wolff. Bd. 2. Leipzig 1909, S. 48.)

2 Hs. Bayerische Staatsbibliothek, München. Sign.: Vossiana 5 I h. Der Bayerischen Staatsbibliothek danke ich für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck des Gedichts.

Ein Ahndungsschauer traf mich! Wie Mädchenblick
Schien mir der Mondglanz; Nachtigall, dein Gesang,
15 Wie Seufzerhall; und eure Düfte,
Blumen, wie bräutlicher Küße Athmen.

Und vor mir schwebte, schöner wie Mädchen sind,
Ein holdes Mädchen! Roth war der Wangen Reiz,
Und braun ihr Haar, und weiß ihr Busen,
20 Lächelnd und seelvoll ihr blaues Auge.

Da neigten alle Wipfel des Gartens sich,
Und seufzten: Selma! Tönender floß der Quell,
Und seufzte: Selma! – Selma! seufzt' ich,
Komm, du bist mein! ... Doch sie schwand in Dämmrung.

25 Nach langen Tagen, schmachtender Thränen voll,
Und träumeschweren Nächten, erschien in Glanz
Und Thaugedüft der Frühlingsmorgen,
Der zu der holden Gestalt mich führte!

Zu dir, o meine Selma! ... Was birgst du dich
30 In meinen Busen? Reiche die Lippen her!
Du Kleine! Willst durch Ungehorsam
Sulamiths blühenden Kranz verscherzen?

Voß.

Da die von Boie an Merck übersandte Version der Ode gegenüber der hier wiedergegebenen Münchener Fassung mehrfach eine Vereinfachung des Wortlauts bietet, liegt der Schluss nahe, dass die Münchener die frühere ist. So heißt es bei Boie „im blüthevollen Wipfel" statt „im düftevollen Wipfel" (V. 3), „Ihrem Geliebten den Kranz bewahrt" statt „Ihrem Geliebten entgegensehnet" (V. 12) oder „wie bräutliches Athmen" statt „wie bräutlicher Küße Athmen" (V. 16).[3] Oder sollten diese Änderungen vielleicht gar nicht einmal von Voß selbst, sondern von Boie stammen, von dem Eingriffe dieser Art in Gedichte anderer durchaus bekannt sind?

In jedem Fall gehört die Ode zu jenen Gedichten, die Voß in seiner Jugend an eine Selma richtete, womit Ernestine Boie gemeint war. Dabei übernahm er den Namen Selma von Klopstock, der den Namen einer Königsburg in Macphersons *Ossian* als Mädchennamen entlehnt hatte, ohne dass die Herkunft aus dem *Ossian* für Voß bei der Verwendung des Namens Selma noch eine Rolle spielte.[4] Voß war im Frühjahr 1774 bei einem Besuch in Flensburg Ernestine Boie zum ersten Mal persönlich begegnet und hatte sich mit ihr verlobt. Nun sehnte er sich sehr nach einer Wiederholung

3 „wigten" statt „neigten" (V. 21) und „Täuender" statt „Tönender" (V. 22) im neuen Abdruck des Gedichts im Rahmen des Briefes Boies an Merck (s. Anm. 1) sind Lesefehler. Die diesem Abdruck zugrunde liegende, in Darmstadt aufbewahrte Handschrift (Merck-Archiv; Sign.: A/188) hat diesen Wortlaut nicht und stimmt hier mit der Münchener Version überein.

4 Vgl. Paul Kahl: Das Bundesbuch des Göttinger Hains. Edition - Historische Untersuchung - Kommentar. Tübingen 2006. S. 513f. Zu VB Nr. 47.

dieses Besuchs. Die Monate um den Jahreswechsel 1774/1775 waren deshalb von dieser Sehnsucht besonders geprägt, die auch die vorliegende Ode kennzeichnet. Diese ist damals entstanden.

Aber nicht nur Boie versandte die Ode im Februar 1775 an Merck, Voß selbst schickte das Gedicht zu jener Zeit – wann genau, ist bei ihm in allen Fällen nicht festzustellen – an seine Freunde Ernst Theodor Johann Brückner und Johann Martin Miller. Dabei ist daran zu erinnern, dass die Mitglieder des Göttinger Hains gerade damals, als sich der Bund schon in Auflösung befand, durch solches Umherschicken ihrer Neuschöpfungen die kritischen Diskussionen ihrer wöchentlichen Göttinger Bundessitzungen weiterzuführen suchten. Zuerst aber erhielt das neue Gedicht naturgemäß Ernestine Boie, die schon in einem Brief vom 31.12.1774 antwortete, dass ihr von mehreren übersandten Gedichten „die Ode am besten" gefallen habe.[5] Wenn also Ernestine die Ode von Voß in einem der letzten seiner vorausgehenden Briefe erhielt, wäre diese etwa im Dezember 1774 entstanden – „nur ist mir die erste Strophe unverständlich, da kan die Schuld an mir liegen, sagen Sie mir ob ich Unrecht habe", fuhr Ernestine in ihrem Brief fort. Darauf antwortete Voß am 19.1.1775: „Die Strophe, die Sie nicht verstanden haben, ist schon verändert, ich habe bey der Gelegenheit noch etwas darinn besser zu sagen versucht. Die Schuld liegt immer an dem Dichter, wenn Ihnen etwas dunkel ist, vorausgesezt, daß der Inhalt einer völligen Deutlichkeit fähig ist."[6] Entsprechend schrieb Voß in seinem Brief vom 12.2.1775 in einer Nachschrift an Brückner: „Die unverständliche Str.[ophe] in der Ode *Selma* ist schon verändert."[7] Diese Bemerkung läßt auf kritische Einwendungen Brückners in einem vorausgehenden, nicht erhaltenen Brief an Voß schließen, ohne dass Umfang und Zielrichtung von Brückners Kritik bekannt wären. Man darf aber annehmen, dass das uns bekannte Münchener Blatt und der bei Boie überlieferte Text die versprochene Veränderung der ersten Strophe schon enthalten. Deren frühere Fassung wäre uns dann nicht überliefert.

Eine wirklich ausführlichere Reaktion ist nur von Johann Martin Miller erhalten. In seinem Schreiben an Voß vom 20.-23.2.1775 dankte er für die „beyden neuern Gedichte"[8], „Der Wehrwolf"[9] und „Selma", und schrieb zu letzterem: „Selma ist ein herrliches Stük." und: „Das ganze Gedicht gefällt mir ausnehmend".[10] Dabei ist neben mancher Kritik an einzelnen Formulierungen bemerkenswert, dass Miller auf

5 Hs. Landesbibliothek Kiel, Sign.: Cb 4.3:32

6 Hs. Landesbibliothek Kiel, Sign.: Cb 4.11:34

7 Hs. Landesbibliothek Kiel, Sign.: Cb 4.55:01

8 Miller: „Deine beyden neuern Gedichte gefallen mir auch sehr, obwol minder als die 3 vorigen, von denen ich noch morgen rede". Zu letzteren gehörte *Selma* (Sie liebt! Mich liebt die Auserwählte!), das Druckmanuskript auf den 17.12.1774 datiert, und *Trinklied für Freye*, das Druckmanuskript auf den 23.12.1774 datiert. Vgl. Der Göttinger Dichterbund. Hg. von August Sauer. Berlin und Stuttgart [1886]. (Deutsche National-Litteratur. Hg. von Joseph Kürschner. Bd. 49,1), S. 237.

9 Voß: Der Wehrwolf. In: Musenalmanach für das Jahr 1776. Hg. von J. H. Voß, S. 62f.; Voß: Gedichte. Bd. 1. Hamburg 1785, S. 349f.; Voß: Sämtliche Gedichte. Königsberg 1802, Bd. 6, S. 112f.

10 Hs. Bayerische Staatsbibliothek München, Sign.: Vossiana 50, jetzt ediert in: Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß. Hg. von Manfred von Stosch unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure. Berlin 2012 (Frühe Neuzeit, Bd. 153), S. 72-78, hier S. 75f.

Stellen in dem Gedicht aufmerksam machte, die sich ihm zu sehr an Klopstocksche Wendungen anzulehnen schienen. „Ich führe alle solche Stellen an, weil man uns so gern zu Klopst.[ocks] Nachahmern macht, wenn wirs auch nur von ferne zu seyn *scheinen*." In der Tat stand die frühe Odendichtung von Voß unter dem Einfluß von Klopstock,[11] und auch die Erwähnung von Sulamith (V. 5) und Cidli (V. 11) in dem hier vorliegenden Gedicht knüpfte an Klopstocks *Messias* an.[12] Sulamith war ursprünglich im *Hohenlied* der Name der Braut Salomos.[13] Cidli war der von Klopstock erfundene Name der Tochter des Jairus, der Geliebten Semidas. Beide sollten bei Voß ebenso wie der Name Petrarcas die Größe seiner schwärmerischen Liebe verdeutlichen. Dabei war auch die Myrte, der der Venus heilige Strauch, in Form eines Kranzes Sinnbild der Liebe oder sogar des Brautstandes.[14]

Voß verwendete in diesem Gedicht die Strophenform der alkäischen Ode. Es beginnt mit einer stimmungsvoll einleitenden Strophe, in der allerdings ein etwas nüchtern abwägendes „am besten" auffällt (V. 2). Strophe 2 und 3 erweitern dann den Gedankengang ins Mythologische und Literarische. Doch setzt Strophe 4 überraschend neu an, und statt des vorher direkt angesprochenen „Mädchens" erscheint dieses jetzt, ohne dass an den Anfang angeknüpft wird, als unzugängliches Traumbild. Dieses wird dann in den folgenden Strophen ausführlich beschworen. Strophe 7 schlägt den Bogen zur Wirklichkeit zurück. Die letzte Strophe schließlich redet das Mädchen wieder direkt an und nennt nun endlich auch ihren Namen: Selma. Wiederum unvermittelt schließt sie anakreontisch scherzend ab.

Der Gedankengang des Gedichts entwickelt sich also wenig organisch. Schon Voß' Biograph Wilhelm Herbst befand, es liege „in Voss' Oden dieser wie der folgenden Perioden etwas studiertes, sprachgrübelndes, dem oft der natürliche Schwung nicht entspricht".[15] Und auch in neuerer Zeit kam Hans Wilhelm Fischer nur zu dem Ergebnis „Trotz aller Abhängigkeit und dichterischen Schwächen müssen wir die Stimmungsoden [zu denen *Selma* zu zählen ist] als die glücklichsten und genießbarsten Früchte der ganzen Vossischen Odenlyrik bezeichnen. Im Rahmen seiner Möglichkeiten hat der Dichter es hier zu bescheidener Meisterschaft gebracht".[16] Zwar hielten Voß und sein Förderer Heinrich Christian Boie die Ode *Selma* zunächst 1774/1775 für so gelungen, dass sie sie mehreren anderen Personen, und das im Fall von Merck sogar solchen außerhalb des Göttinger Freundeskreises, zur Kenntnis weiterreichten. Doch konnte sich auch offenkundig Voß später nicht entschließen, die Ode *Selma* in einer seiner Werkausgaben zu veröffentlichen. Warum genau, erfahren wir nicht von ihm.

11 Vgl. Hans Wilhelm Fischer: Die Ode bei Voß und Platen. Diss. Köln, Paderborn 1960. S. 21ff. und passim.
12 Messias IV, 674-699 u. a.
13 Hoheslied 6, 4
14 Grimms Wörterbuch, Bd. 12, Sp. 2845.
15 Wilhelm Herbst: Johann Heinrich Voss. Leipzig 1872. Nachdr. Bern 1970. Bd. 1, S. 149.
16 Fischer (wie Anm. 11), S. 27f.

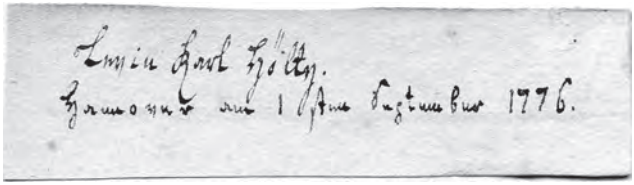
Höltys *Asmus*

von Walter Hettche[1]

I

Jede Aussage über Vergangenes ist ein Konstrukt auf der Basis mehr oder minder glaubwürdiger Zeugen und Dokumente; sie ist damit notwendigerweise in Teilen fiktional. Es könnte also sein, dass sich die Geschichte des Buches, die hier zu erzählen versucht wird, wirklich so zugetragen hat. Möglicherweise ist aber auch alles ganz anders gewesen.

Das Buch, um das es geht, ist an sich keine Seltenheit: ein Exemplar von Matthias Claudius' *Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen*, I. und II. Theil, erschienen 1775 bei Bode in Hamburg, viel später – jedenfalls im 20. Jahrhundert – in hellgrüne Pappe eingebunden, mit erneuerten Vorsätzen und einem leuchtend roten, goldgeprägten und -beschrifteten Rückenschild versehen; einige lädierte Seiten sind fachmännisch restauriert worden.[2] Das ist auf den ersten Blick weder für den Literaturwissenschaftler noch für den Bibliophilen spektakulär. Das Bändchen erscheint aber in einem ganz anderen Licht, wenn man den auf die Innenseite des Vorderdeckels geklebten, 23 mal 80 Millimeter großen Streifen kräftigen Papiers betrachtet, auf dem in schwarzer Tinte und in deutscher Kurrentschrift zu lesen ist:



Levin Karl Hölty.
Hannover am 1sten September 1776.

Es dürfte sich um einen Eintrag handeln, der sich schon im Originaleinband befunden hat und den ein späterer Besitzer als aufhebenswert erachtete, sodass er ihn auf den neuen Buchdeckel montieren ließ – wenn es so ist, hat er daran recht getan, denn diese Notiz ist das einzige relativ plausible Indiz für die Provenienz des *Asmus*-Bändchens. Levin Karl Hölty ist nämlich der jüngere Halbbruder des 1748 geborenen Dichters Ludwig Christoph Heinrich Hölty, der just am 1. September

1 Der Beitrag ist zuerst in einem auf 40 Exemplare limitierten Privatdruck erschienen: Album amicarum et amicorum. Für Hans Grüters. Frankfurt/M. 2010, S. 79-87.

2 Das Buch habe ich von einem befreundeten Potsdamer Antiquar erworben, dem ich für diesen Fund herzlich dankbar bin.

1776 in Hannover gestorben ist – am selben Tag und am selben Ort also, an dem der Bruder die beiden Zeilen niedergeschrieben hat.

II

Philipp Ernst Hölty (1712-1775), Pastor in Mariensee bei Hannover, hatte aus seinen drei Ehen 15 Kinder, von denen nur wenige das Erwachsenenalter erreichten.[3] Der am 23. Januar 1759 geborene Levin Karl Hölty ist das erste Kind aus der dritten Ehe des Pfarrers und das einzige von Höltys Geschwistern, mit dem er sich – nach den drei überlieferten Briefen an Levin[4] und einigen Erwähnungen in Briefen an Dritte zu schließen – zeitlebens eng verbunden gefühlt hat. So schreibt Hölty am 4. Mai 1775 aus Mariensee an Heinrich Christian Boie: „Es fehlt mir hier nicht an Aufmunterung und Vergnügen. [...] Abends geh ich mit meinem Bruder, oder mit den Klosterfräuleins spazieren. Gestern Abend saßen 13 Frauenzimmer in einer langen Reihe auf einer Rasenbank an der Leine, und ich und mein Bruder saßen zu ihren Füßen im Grase."[5] Höltys Zuneigung erschöpfte sich indessen nicht in solchen harmlosen ländlichen Vergnügungen. Nach dem Tod des Vaters am 6. Februar 1775 hat er sich intensiv um Levins Ausbildung gekümmert; am 20. Februar 1775 rät er ihm:

> Ich will wegen deiner Studien mich bedenken; ich dächte, du studiertest Theologie, oder Juristerey. Die Arzneywißenschaft ist so mißlich und kostbar. Lies unterdeßen für dich einen lateinischen Scribenten. Vielleicht kann ich dir eine Freystelle in Ilefeld verschaffen. Am liebsten wäre mir's, wenn du nach Altona auf die Schule kommen könntest. Die Lehrer sind sehr gut; und dann könntest du zu mir nach Hamburg kommen, und ich wollte dir im Griechischen und Englischen Unterricht geben. Doch davon mündlich, lieber Bruder![6]

Auch den Freund Heinrich Christian Boie hat Hölty in einem Brief vom 11. Mai 1775 gebeten, sich des begabten jungen Mannes anzunehmen:

> Mein ältester Bruder ist 16 Jahr, und ein sehr guter Kopf, der viel Lust zu lernen hat. Ich weiß noch nicht, auf welche Schule ich ihn schicken soll. Man hat mir gesagt, daß in Holzminden Freystellen zu erhalten wären, und daß man sich an die braunschweigsche Regierung deswegen wenden müßte. Sie wären wohl so gut, und erkundigten sich bey Ebert darnach; und fragten ihn, ob ein Ausländer eine solche Freystelle erlangen könnte.[7]

3 Informationen über die Familie Hölty findet man bei Hans Funke: Unveröffentlichte Aufzeichnungen über die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes. Hannover [o. J.] und bei Philipp Meyer: Die Pastoren der Landeskirchen Hannovers und Schaumburg-Lippes seit der Reformation. 3 Bde. Göttingen 1941/1953.

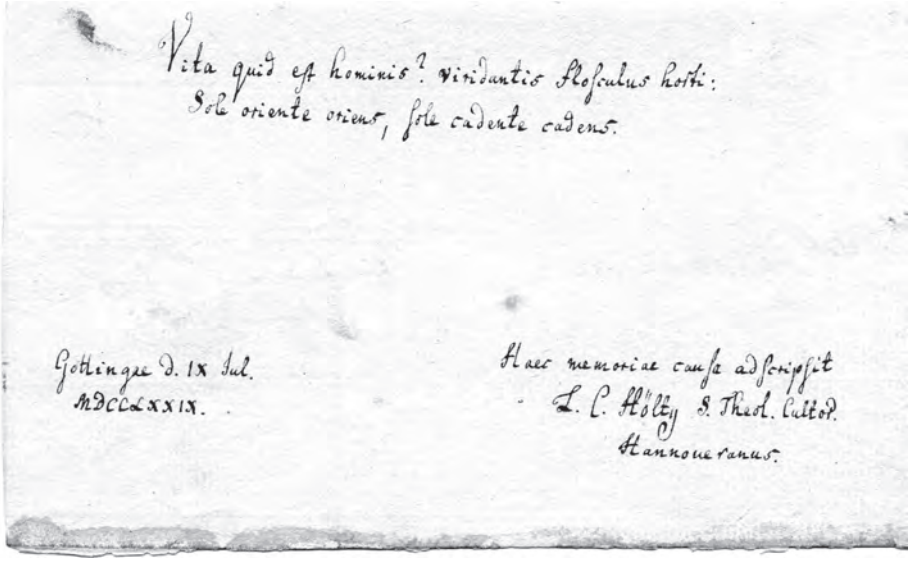
4 Briefe vom 20. Februar 1775, 20. April 1775 und 28. September 1775; vgl. die Drucke in: Ludwig Christoph Heinrich Hölty: Gesammelte Werke und Briefe. Hg. von Walter Hettche. Göttingen 1998, 2. Aufl. 2008, S. 372f., S. 383 und S. 411.

5 Ebd., S. 386.

6 Ebd., S. 373. Höltys lange gehegter Plan einer Übersiedelung nach Hamburg hat sich wegen seines schlechten Gesundheitszustandes nie verwirklichen lassen.

7 Ebd., S. 390.

Boie hat sich schließlich mit Erfolg um die Förderung Levins bemüht, wie aus seinem Brief an Voß vom 22. April 1776 hervorgeht: „Seinen Bruder bin ich glücklich genug gewesen so anzubringen, daß er nicht zu sorgen braucht, wenn er sich schicken will.”[8] Was mit dieser Formulierung genau gemeint ist, bleibt im Dunkeln, aber Boie hat ihn gewiss in einer guten Schule untergebracht, denn drei Jahre später konnte Levin ein Theologiestudium aufnehmen; am 23. April 1779, fast genau zehn Jahre nach Ludwig Christoph Heinrich Hölty, hat er sich an der Göttinger Universität immatrikuliert.[9] Er ist dann Pfarrer in Gartow (heute Kreis Lüchow-Dannenberg) geworden, wo er am 30. September 1833 gestorben ist. Sehr viel mehr lässt sich über sein Leben nicht ermitteln, und neben dem hier vorgestellten Besitzeintrag und den drei Briefen, die sein Bruder Ludwig an ihn gerichtet hat, existiert als einziges weiteres biographisches Dokument nur noch ein Albumblatt.[10] Dem ungenannten Empfänger schreibt der Theologiestudent am 9. Juli 1779, also gleich zu Beginn seines ersten Semesters, „memoriae causa” ins Stammbuch:


Vita quid est hominis? viridantis flosculus horti:
Sole oriente oriens, sole cadente cadens.

Gottingae d. IX Jul.
MDCCLXXIX.

Haec memoriae causa adscripsit
L. C. Hölty, S. Theol. Cultor.
Hannoveranus.

Vita quid est hominis? viridantis flosculus horti:
Sole oriente oriens, sole cadente cadens.[11]

8 Biblioteka Jagiellońska, Kraków, Sammlung Autographa; zitiert mit freundlicher Genehmigung der Bibliothek.

9 Vgl. Götz von Selle: Die Matrikel der der Georg-August-Universität zu Göttingen 1734-1837. Hildesheim, Leipzig 1937, Matrikel-Nummer 11549.

10 Im Besitz des Verfassers.

11 „Was ist das Leben des Menschen? Ein Blümchen des grünenden Gartens: mit der aufgehenden Sonne sprosst es, mit der untergehenden Sonne stirbt es.” Das ist vermutlich eine frühneuzeitliche Paraphrase der Weisheit Salomos, II, 1–3.

Aus der Wahl dieses Albumspruchs wird man allerdings kaum auf eine elegisch-fatalistische Grundstimmung Levin Höltys schließen dürfen, denn unausgesprochen ist hier auch der mit dem Wissen um die Endlichkeit des menschlichen Lebens begründete Aufruf zum Lebensgenuss eingeschlossen – eine in Studentenkreisen geläufige Haltung, die sich zum Beispiel in Johann Christian Günthers *Studenten-Lied* ausspricht: „Brüder! laßt uns lustig seyn, / Weil der Frühling währet",[12] ähnlich auch in Ludwig Christoph Heinrich Höltys *Lebenspflichten* mit den Eingangsversen „Rosen auf den Weg gestreut, / Und des Harms vergeßen! / Eine kleine Spanne Zeit / Ward uns zugemeßen."[13] Wie in den Schriften des Matthias Claudius sind auch bei den Brüdern Hölty Vergänglichkeitsbewusstsein und lebensbejahende Heiterkeit in gegenseitiger Bedingtheit verbunden.

III

Während Ludwig Christoph Heinrich Höltys dichterischer Nachlass zwar auf mehrere Archive verstreut, im Ganzen aber doch ziemlich vollständig erhalten ist,[14] weiß man über den Verbleib seiner Bibliothek so gut wie nichts. Welche Bücher er besaß, kann man nur aus brieflichen Zeugnissen erschließen, zum Beispiel aus einem Schreiben von Anton Matthias Sprickmann an Boie, in dem jener sich drei Wochen nach dem Tod Klopstocks das Exemplar von dessen Oden aus Höltys Besitz erbittet; drei Jahre später hat Boie es endlich herausgerückt.[15] Auch aus Höltys eigenen Briefen erfährt man einiges über seine Lektüreerlebnisse und Bücherwünsche. So hat er schon bald, nachdem im April 1775 der erste Band des *Asmus* erschienen war,[16] an Johann Heinrich Voß geschrieben: „Ein Exemplar vom Asmo omnia sua secum portante würde mir auch willkommen seyn".[17] Eine Woche später, am 15. Mai 1775, kommt von Voß die Antwort: „Claudius schickt dir 10 Exemplare seines Asmus zum Verkauf. Bemühe dich so sehr du kannst. Der Preis ist 1 Rthl. Noch hat er die Druckkosten nicht wieder. Das elfte ist ein Geschenk für dich."[18] Levin Karl Hölty hat den Asmus, in den er seinen Namen eintrug, also wohl nicht ausgerechnet am Todestag seines Bruders in einem Hannoveraner Buchladen gekauft (was allein schon deshalb unwahrscheinlich ist, weil der 1. September 1776 auf einen Sonntag fiel), sondern das Buch aus Höltys Sammlung entnommen. Mit ziemlicher Sicherheit war Levin

12 Johann Christian Günther: Werke. Hg. von Reiner Bölhoff. Frankfurt/M. 1998, S. 550.

13 Hölty: Werke und Briefe (Anm. 4), S. 228.

14 Zur Geschichte des Hölty-Nachlasses vgl. Sigrid von Moisy: Die Vossiana der Bayerischen Staatsbibliothek. In: Johann Heinrich Voß (1751-1826). Beiträge zum Eutiner Symposium im Oktober 1994. Hg. von Frank Baudach und Günter Häntzschel. Eutin 1997, S. 275-293, hier S. 285-288.

15 „... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden". Anton Matthias Sprickmann – Heinrich Christian Boie. Briefwechsel 1775-1782. Hg. und kommentiert von Jochen Grywatsch. Bielefeld 2008, S. 19.

16 Vgl. den Brief von Matthias Claudius an Caroline Herder vom 25. April 1775. In: Matthias Claudius: Briefe. Bd. I: Briefe an Freunde. Hg. von Hans Jessen. Berlin 1938, S. 125f.

17 Brief vom 8. Mai 1775; Hölty: Werke und Briefe (Anm. 4), S. 389.

18 Hölty: Werke und Briefe (wie Anm. 4), S. 394.

unter denjenigen, die Boie in Höltys Sterbezimmer angetroffen hat: „Ich fand den Prediger und die Stube voll Menschen, die Wehrs zusammengebracht hatte.”[19] Ob Boie ihm den Claudius-Band mitgegeben oder ob Levin ihn sich selbst ausgesucht hat, lässt sich natürlich nicht mehr feststellen; gleichwohl spricht manches dafür, dass dem Siebzehnjährigen gerade an diesem Buch sehr gelegen war, nicht zuletzt wegen des Gedichts *Bey dem Grabe meines Vaters*, das den Band beschließt und das den Brüdern Hölty nach dem Tod ihres Vaters besonders wichtig gewesen sein mag. „Und ich kann's ihm nicht vergelten, / Was er mir gethan”,[20] heißt es in dem Gedicht: Vielleicht hat Levin Karl Hölty die Verse auch auf den geliebten älteren Bruder bezogen, der ihm den Weg ins Leben nach Kräften erleichtert hat, so gering die Kräfte des unheilbar kranken Dichters auch gewesen sind.

Diese Geschichte von Höltys *Asmus* wäre unerzählbar, mehr noch: man würde nicht einmal die Existenz einer solchen vermuten, wenn es 1775 schon eBooks gegeben und Claudius seine Werke in diesem Medium publiziert hätte. Nicht im ‚virtuellen', sondern nur im konkreten Buch aus Papier, Pappe, Druckerschwärze und Buchbinderleim können sich die Spuren seiner Benutzung materialisieren, so dass nicht nur der in ihm enthaltene Text, sondern auch der Buchkörper selbst mit allen seinen Bestandteilen zum Objekt historischer Forschung werden kann. Nur in diesem einen individuellen Exemplar des *Asmus* aus Höltys Nachlass begegnen sich die verschiedensten Menschen aus verschiedenen Zeiten: der Verfasser Matthias Claudius, die Brüder Hölty, ihre Freunde, die am 1. September 1776 in Höltys Stube zusammen waren, der unbekannte Sammler, der das Buch neu hat binden und dabei Levin Karl Höltys Besitzvermerk konservieren lassen, und schließlich alle anderen Händler und Besitzer, durch deren Hände das Büchlein gegangen ist.

19 Boie an Voß, 12. Mai 1783; Karl Weinhold: Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Halle 1868, S. 87f.

20 Matthias Claudius: Asmus omnia sua secum portans, oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen, I. und II. Theil. Hamburg 1775, S. 231.

Brief - Kultur - Edition

Bericht von den editionsphilologischen Arbeitstagungen in Eutin 2009 und 2011

von Frank Baudach, Dirk Hempel und Paul Kahl

Die Reihe der nunmehr regelmäßig in zweijährigem Abstand in Eutin stattfindenden editionsphilologischen Arbeitstagungen zur Literatur- und Kulturgeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts[1] wurde am 15./16. Mai 2009 und am 17./18. Juni 2011 in der Eutiner Landesbibliothek fortgesetzt. Wie bei den Vorgängertagungen wurden vornehmlich laufende Editionsvorhaben vorgestellt und besprochen, außerdem gerade abgeschlossene Editionen und projektierte Nachlasserschließungen.

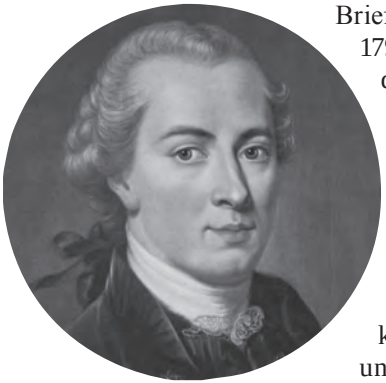
So stellte beim fünften Arbeitsgespräch 2009 zunächst Gerhard Kay Birkner (Plön) den kulturgeschichtlich ergiebigen Nachlass des dänischen Justizbeamten und Diplomaten, dann Plöner und Barmstedter Amtmanns August Hennings (1746-1826) vor. Die in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg aufbewahrten, bisher nur bruchstückhaft erschlossenen 81 Bände enthalten Briefe, Gedichte, Aufsätze aus der Zeit von 1770 bis 1820. Ein Inhaltsverzeichnis will Birkner in Kürze im Internet veröffentlichen. – Über die geplante Edition der im Hennings-Nachlass enthaltenen Briefe der Sophie Reimarus an ihren Bruder August Hennings berichtete Ariane Knuth (Hamburg). Sophie Reimarus stand im Mittelpunkt eines kulturell und politisch interessierten Hamburger Familien- und Freundeskreises. Ihre inhaltsreichen 326 Briefe sind überwiegend als Abschriften von Hennings' Hand und mit seinen Anmerkungen versehen überliefert.

Ein weiterer umfangreicher, für die Erforschung der norddeutschen Aufklärung bedeutender Nachlass ist der des Berliner Verlegers und Schriftstellers Friedrich Nicolai (1733-1811) in der Staatsbibliothek Berlin. Die in ihm enthaltenen knapp 20000 Briefe sollen in einem gemeinsamen Projekt der Staatsbibliothek und der Freien Universität Berlin elektronisch erschlossen und schrittweise ediert werden, über das Rainer Falk aus Berlin berichtete. Hierfür wird das für die Edition des Nachlasses Franz Brümmers neu entwickelte Programm *Refine!Editor* eingesetzt. Die leichte Handhabbarkeit sowie die Bereitstellung digitaler Reproduktionen der Briefe im Internet soll es ermöglichen, dass sich ein breiterer Kreis von Interessierten über das Netz an der Erschließung des Nachlasses beteiligen kann. Die Idee stieß bei den Tagungsteilnehmern auf großes Interesse, weil sie es ermöglicht, die Finanzierungsprobleme editorischer Großprojekte zu umgehen.

1 Vgl. die Berichte in den Vossischen Nachrichten 7 (2003), S. 35-43; 8 (2005), S. 58-65; 9 (2008), S. 59-55 und editio 19 (2005), S. 176-182; 20 (2006), S. 205-207; 22 (2008), S. 213f.; 23 (2009), S. 230-232.

Dass diese Probleme auch bei etablierten Ausgaben derzeit nicht geringer werden, zeigte sich an den Berichten über die Klopstock- und die Jacobi-Ausgabe. Mark-Emanuel Amstätter (Hamburg) berichtete über den Stand der Hamburger Klopstock-Ausgabe, die nach Ende der Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft voraussichtlich erst 2020 abgeschlossen sein wird.

Carmen Götz (Düsseldorf) stellte anschließend die Edition des „norddeutschen" Briefwechsels Friedrich Heinrich Jacobis (Oktober 1794 bis August 1805) vor, die als Bände 9 und 10 der Jacobi-Briefausgabe geplant ist. Diese etwa 550 Briefe von und an Jacobi (u.a. Baggesen, Hennings, Wilhelm von Humboldt, Perthes, Julia und Friedrich Reventlow) sind eine reichhaltige Quelle für die Kultur-, Ideen-, aber auch die politische Geschichte der Zeit um 1800. Ob die Jacobi-Ausgabe aber mit diesen Bänden überhaupt fortgesetzt werden kann, ist angesichts fehlender Finanzierung unklar.



Patricia Sensch (Nussbaum/Bad Kreuznach) präsentierte ihr Editionsprojekt *Sophie von La Roches Briefe an ihren Altersfreund Johann Friedrich Christian Petersen (1789-1807).* Die inhaltsreichen, im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt/M. aufbewahrten 194 Briefe an den Darmstädter Prinzenerzieher könnten die Grundlage für eine neue Sicht der Altersjahre La Roches sein. Besprochen und gewürdigt wurde besonders Senschs Absicht, den weitgehend interpunktionslosen Gesprächscharakter der Briefe durch eine zeilengenaue Edition wiederzugeben.

Am zweiten Tag standen editorische Vorhaben zum neunzehnten Jahrhundert im Vordergrund. Hargen Thomsen (Wesselburen) stellte seine 2008 in Bielefeld erschienene Ausgabe *Amalia Schoppe. „…das wunderbarste Wesen, so ich je sah". Eine Schriftstellerin des Biedermeier (1791–1858) in Briefen und Schriften* vor. Thomsen hat über 500 Briefe von Amalie Schoppe zusammengetragen und ausgewertet, u.a. an Friedrich Hebbel und an Justinus Kerner, und etwa die Hälfte davon ediert, jeweils in Kapiteln angeordnet, denen eine Einleitung vorangestellt ist, um übergreifende historische, literaturhistorische und biographische Bezüge herzustellen.

Paul Kahl (Göttingen) erläuterte seine Edition von (literatur-)musealen Sachquellen des neunzehnten Jahrhunderts: Dokumente zur Geschichte von Dichterhäusern, die im neunzehnten Jahrhundert als Personengedenkstätten eröffnet wurden (zuerst 1847 das Schillerhaus in Weimar, das als erstes Dichterhaus öffentlich zugänglich gemacht wurde). Dabei wurde besonders die Frage besprochen, ob unterschiedliche Sachquellen – Gedichte, Briefe, Vereinssatzungen, Zeitungsartikel – zu einem

bestimmten Thema wie literarische Texte oder wie Quellen zur neueren deutschen Geschichte behandelt werden sollten, also möglicherweise anderen editorischen Prinzipien unterworfen wären.

Gabriele Radecke stellte abschließend Möglichkeiten und Grenzen textgenetischer Edition bei Theodor Fontane vor; sie hatte mit ihrer Dissertation *Vom Schreiben zum Erzählen* (2002) eine erste textgenetische Studie zu einem Roman Theodor Fontanes (*L'Adultera*) vorgelegt. Ihre Überlegungen sind der seit den 1970er Jahren in Frankreich etablierten Forschungsrichtung der Critique génétique verpflichtet, die auf der Grundlage von Autor-Handschriften den Entstehungsprozess literarischer Werke zu rekonstruieren sucht. Darüber hinaus ist die deutsche Editionsphilologie aber stärker an der Erarbeitung textgenetischer Ausgaben interessiert; Beispiel hierfür war der unvollendet gebliebene Erzähltext *Mathilde Möhring* (postum erstmals 1906), von dem keine autorisierte Endfassung vorliegt. Die textgenetische Edition hat die Aufgabe, das Unvollendete zu dokumentieren, etwa indem Autoranmerkungen mitediert werden.

ꕥ

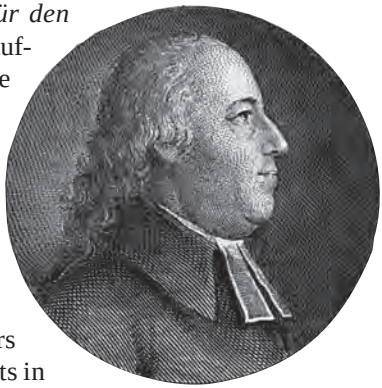
Intensiv diskutiert wurden die Probleme und Möglichkeiten textgenetischer wie auch digitaler Werkeditionen beim sechsten Arbeitsgespräch 2011. – Hans-Peter Nowitzki (Jena) stellte die Editionsprinzipien der seit 2008 erscheinenden historisch-kritischen Oßmannstedter Wieland-Ausgabe zur Diskussion. Er begründete die grundlegende Entscheidung der Herausgeber zu einer nicht textgenetischen, sondern progredierenden, d.h. chronologischen Präsentation der Erstdrucke und erläuterte Einzelentscheidungen etwa zur Integration von Illustrationen und Musikbeigaben, zu Normalisierungsfragen sowie zur verwendeten Drucktype. – Ebenfalls fortgeschritten ist die Neuausgabe von Goethes Tagebüchern. Die Ansprüche und Besonderheiten, die sowohl diese Textsorte als auch im Falle Goethes die handschriftliche Überlieferung für den Herausgeber mit sich bringen, wurden von Sebastian Mangold (München) vorgestellt. Neben einer gegenüber der alten Weimarer Ausgabe genaueren Textdarbietung ist es vor allem eine ausführliche Kommentierung der Texte, die sich die Ausgabe zum Ziel gesetzt hat.

Die Entstehungsgeschichte der inzwischen fast abgeschlossenen neuen historisch-kritischen Eichendorff-Werkausgabe zeichnete Harry Fröhlich (Hamburg) nach. Er präsentierte Beispiele aus der für den letzten Band vorgesehenen textgenetischen Edition der recht komplexen Handschrift von Eichendorffs *Incognito*, bei der der Versuch unternommen wird, sowohl die Textgenese zu verdeutlichen als auch die Lesbarkeit der Edition (etwa durch Fettdruck und Hierarchisierung von Einzügen) so weit wie möglich zu garantieren. – Der Konflikt zwischen den Zielen einer genauen Wiedergabe der Textgenese und der Herstellung eines lesbaren Textes zeigte sich auch in der von Dominik Stoltz (Hamburg) vorgestellten Edition

von Johann Matthesons *Buch vom Bücherschreiben* im Rahmen einer geplanten Auswahlausgabe nachgelassener Schriften Matthesons. Diskutiert wurde auch hier die Angemessenheit der verwendeten Mittel grafischer Hierarchisierung von Textebenen wie auch des Verhältnisses von Text und Apparat.

Die durch die Computertechnik stark verbesserten Möglichkeiten exakten und zugleich übersichtlichen textgenetischen Edierens führte überzeugend Katrin Henzel (Frankfurt/M.) in ihrem Referat über die im Entstehen begriffene digitale Edition von Goethes *Faust* vor. Obwohl als Hybrid-Edition geplant und von einer Faksimile-Ausgabe einer der Handschriften in Papierform begleitet, liegt der Schwerpunkt dieses Modellprojekts eindeutig auf der Seite der digitalen Edition. Die beteiligten drei Philologen und zwei Informatiker haben eine eigene „Markup"-Sprache entwickelt, mit der alle Parameter aller Zeichen auf dokumentarischer wie textueller Ebene abgebildet werden. Sie ermöglicht so u.a. eine automatische Generierung des Apparats wie der am Bildschirm sichtbaren Textversionen und Versionsvergleiche. Die Faszinationskraft der so eröffneten neuen Möglichkeiten wurde in der Diskussion ebenso deutlich wie die Tatsache, dass mit dem Verzicht auf das Speichermedium Papier auch gravierende Probleme der Langzeitarchivierung einhergehen.

Den ‚klassischen' Weg einer synoptischen Textdarstellung in Buchform geht die in Kiel entstehende Edition von Schleiermachers Platon-Übersetzung. Sie erscheint im Rahmen der kritischen Schleiermacher-Ausgabe und wurde von Male Günther (Kiel) vorgestellt. Aufgrund der relativ übersichtlichen Quellenlage wird beispielsweise der *Phaidros* in vierspaltiger Gegenüberstellung des von Schleiermacher verwendeten griechischen Textes, des als Handschrift überlieferten Übersetzungsentwurfs, des Erstdrucks von 1804 und der zweiten Buchfassung von 1817 gedruckt, mit jeweils getrenntem Apparat und Kommentar am Fuß jeder Spalte. Schleiermachers Stilwille wird angesichts der stark verwilderten Editionsgeschichte seines Platon erstmals wieder erkennbar. – Editionstechnisch ebenfalls eher weniger problematisch ist die von Frank Stückemann (Soest) geplante Edition der *Predigtskizzen für den Landmann* des Jöllenbecker Pfarrers und Volksaufklärers Johann Moritz Schwager (1738-1804), die nur in einer einzigen, gut lesbaren Handschrift überliefert ist. Interessant an diesen homiletischen Texten und Rechtfertigung ihrer Edition ist ihr historisch wie aktuell relevanter theologischer Gehalt: Weist Schwagers Konzept einer gleichermaßen gegen Orthodoxie wie Rationalismus gerichteten rational erklärten positiven Religion einerseits auf Schleiermachers Religionsbegriff voraus, so kann sie andererseits in



einer Gegenwart, die den aufklärerischen Vernunftbezug in Glaubensdingen zu verlieren droht, zur Klärung theologischer Positionen beitragen.

„Grenzfälle der Gattung Brief" am Beispiel der Korrespondenz Garlieb Merkels präsentierte Dirk Sangmeister (Nikosia). Ein zentrales Problem der von ihm geplanten Edition ist die Abgrenzung der aufzunehmenden Texte. Problematisch sind hier die zahlreichen, in Merkels Zeitschriften veröffentlichten Briefe „An den Herausgeber". Texte, die eindeutig der Gattung „Brief" zuzuordnen sind und in eine Merkel-Briefausgabe aufzunehmen wären, stehen hier neben nur teilweise oder scheinbar in Briefform gehaltenen Korrespondentenberichten und redaktionellen Texten, deren ursprünglicher Adressat keineswegs eindeutig ist. Die hier vorhandenen zahlreichen Zwischenstufen machen es unmöglich, eine im strengen Sinne eindeutige Entscheidung zwischen „echten" und „unechten" Briefen zu treffen. In der Diskussion erwogen wurde die Möglichkeit, fragwürdige Texte in Regestform aufzunehmen, ebenso die Lizenz des Herausgebers, subjektive Entscheidungen zu treffen.

Im Rückblick auf mehr als 35 Jahre Arbeit an der Herder-Briefedition ließ Günter Arnold (Weimar) die wechselvolle Geschichte dieser Ausgabe Revue passieren, die mit dem Erscheinen der ersten beiden Kommentarbände 2001 und 2005 in ihre Schlussphase getreten ist. Dieser Kommentar ist als allgemein wissenschafts- und kulturgeschichtlicher Kommentar angelegt. Ihm kommt im Rahmen der Ausgabe insofern besondere Bedeutung zu, als die nicht mitedierten Briefe an Herder wie auch zahlreiche Umfeldbriefe in ihn mit eingearbeitet wurden. Diskutiert wurde das Verhältnis von Interpretation und Kommentierung, die letztlich nicht voneinander zu trennen sind, aber in ihrer wechselseitigen Bedingtheit stets reflektiert werden müssen.

Eine Fortsetzung der Eutiner Arbeitsgespräche ist für 2013 vorgesehen.

Rezensionen und Anzeigen

„... ewig in diesem Himmel die Hölle leiden". Anton Mathias Sprickmann - Heinrich Christian Boie. Briefwechsel 1775 - 1782. Hg. und kommentiert von Jochen Grywatsch. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2008 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen. Bd. 30. Reihe Texte Bd. 12). 306 S. 28 € ISBN 978-3-89528-691-9

Die allgemeine Wertschätzung, die Heinrich Christian Boie als „Musenaccoucheur" und „Intendant auf dem deutschen Parnass" in der Literaturgeschichtsschreibung genießt, steht in krassem Gegensatz zu der Nachlässigkeit, mit der lange Zeit seine Gedichte und Briefe behandelt wurden. Eine Werkauswahl gibt es ebenso wenig wie eine umfassende Briefausgabe. Wer Boies Briefgespräche mit vielen bedeutenden Zeitgenossen verfolgen möchte, muss sich, soweit bereits eine Edition vorliegt, mühsam die teilweise an entlegenen Orten publizierten Veröffentlichungen, die oft heutigen Editionsansprüchen nicht genügen, zusammensuchen.

Um so begrüßenswerter ist jetzt die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Boie und Anton Mathias Sprickmann. Lange Zeit ist Sprickmann kaum beachtet worden; außer dem Umstand, dass er dem Göttinger Hain nahe stand, konnte der Leser wenig über ihn erfahren.

Nun kann der Briefwechsel zusammen mit dem im gleichen Verlag herausgekommenen Band

> Anton Matthias Sprickmann: Erzählungen und autobiographische Prosa. Hg. und kommentiert von Jörg Löffler. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2005 (Veröffentlichungen der Literaturkommission für Westfalen. Bd. 14. Reihe Texte Bd. 2). 164 S. 14,80 € ISBN 3-89528-495-5

dazu beitragen, dem Leser ein Bild vom Leben und literarischen Schaffen des von vielfältigen Interessen umgetriebenen Juristen und Schriftstellers zu vermitteln, zugleich auch deutlich machen, dass Münster nicht der Hort der Reaktion war, als der er nach Voß' Angriff auf Stolberg lange Zeit galt.

Die 45 Briefe Sprickmanns, deren Originale zum größten Teil in der Biblioteka Jagiellońska in Krakau liegen, und die 23 Briefe von Boie, überwiegend aus dem Nachlass Sprickmanns in der Universitäts- und Landesbibliothek Münster, greifen ineinander, so dass der Leser trotz der natürlich vorhandenen Lücken den Mitteilungen beider Seiten folgen kann. In anderen neueren Editionen von Boie-Briefen (Ebert, Gotter, Zimmermann) blieb der briefliche Dialog auf Grund der Überlieferungslage weitgehend einseitig.

Der Briefwechsel der beiden so unterschiedlichen Charaktere vermittelt ein farbiges Bild der Lebensumstände vor allem Sprickmanns und berührt eine Reihe bisher kaum bearbeiteter Themen, z.B. die Theaterbegeisterung im Umfeld des Göttinger Hains, dass der Leser über einige Ungeschicklichkeiten der Kommentierung und die Unzulänglichkeiten des Lektorats gewiss hinwegsehen wird.

Martin Grieger

Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß. Hg. von Manfred von Stosch unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure. Berlin: de Gruyter 2012 (Frühe Neuzeit. Bd. 153). 736 S., 8 Abbildungstafeln. 149,95 € ISBN 978-3-11-023416-9 (Printversion) / 149,95 € ISBN 978-3-11-023417-6 (e-book) / 229 € ISBN 978-3-11-187132-5 (Print + e-book)

Eine ausführliche Rezension dieser soeben erschienenen Edition folgt in der nächsten Nummer der Vossischen Nachrichten. Die Produktinformation des Verlags lautet: „Mit der Edition dieses Briefwechsels wird eines der wichtigsten Dokumente für die Geschichte des Göttinger Hains erstmals vollständig zugänglich. Die fast lebenslange, vertrauliche Korrespondenz zweier seiner wichtigsten Mitglieder aus den Jahren 1774-1810 differenziert das Bild der beiden Persönlichkeiten und ihres Schaffens. Sie spiegelt deren vielfältige Kontakte zu namhaften Zeitgenossen vor dem Hintergrund der historischen Umbrüche, die besonders einschneidende Folgen für Millers Heimatstadt Ulm hatten. Einbezogen werden erstmals vollständig auch die Briefe dieser Korrespondenz von Ernestine Voß, die seit 1802 oft die Feder für das Voßsche Ehepaar führte und deren schriftstellerische Begabung größere Aufmerksamkeit verdient."

Gudrun Perrey: Das Leben der Caroline Rudolphi (1753–1811). Erzieherin – Schriftstellerin – Zeitgenossin. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2010. 336 S., 28 € ISBN 978-3-8253-5713-9

Nachdem die erste umfangreiche und grundlegende Biografie von Otto Rüdiger über Leben und Werk von Caroline Rudolphi 1903 erschien, haben in den letzten Jahrzehnten Beiträge zur Frauenforschung das Interesse an ihr wiedererweckt. Das ist für Gudrun Perrey Anlass genug gewesen, „die bisherigen Ergebnisse auf den Prüfstand zu stellen und einer kritischen Revision zu unterziehen" (S. 7). Bei ihren Recherchen entdeckte sie viele bislang unbekannte Briefe von Zeitgenossen, die ein lebensnahes Bild Rudolphis und ihrer Zeit erschlossen. Neben Einzelbriefen und Teilnachlässen stieß sie auch auf den vollständigen Nachlass einer ehemaligen Schülerin. Mehr als sechzig Briefe stammen von Rudolphi selbst und über hundert weitere aus ihrem näheren Umfeld. Diese Zeugnisse bezieht Perrey in ihre Untersuchung ein und auf der Grundlage dieses Materials ist es ihr möglich, ein lebensnahes Porträt der Protagonistin im Kontext der Zeitgeschichte zu entwerfen.

Die Verfasserin versucht sich in zehn Kapiteln Caroline Rudolphi anzunähern. Sie beginnt zunächst mit der Geburt und kann anhand ihrer Recherchen belegen, dass

Caroline Christiane Louise Rudolphi am 24. August 1753 in Magdeburg geboren ist, was im Widerspruch zur gesamten biografischen Literatur steht. Der nachfolgende biografische Teil geht zunächst auf die weitgehend in Potsdam verlebte Kindheit und Jugendzeit ein. Der Tod des angebeteten Vaters am Ende des Siebenjährigen Krieges hinterlässt nicht nur eine tief trauernde Familie, sondern auch dramatische finanzielle Verhältnisse. Während der zwei Jahre ältere Bruder Ludwig die Lateinschule in Halle besucht und später an die Universität in Halle wechselt, bleibt Caroline in geistiger und emotionaler Entbehrung zurück. Die Verfasserin beschreibt, wie sich Caroline einen Zugang zur Literatur verschafft und angeregt wird, eigene Texte zu verfassen.

In einem weiteren Kapitel werden die Anfangsjahre als Dichterin und Erzieherin beschrieben. Im mecklenburgischen Trollenhagen übernimmt sie ihre erste Stelle als Erzieherin der Töchter auf dem Röpertschen Gut. 1780 veröffentlicht Johann Heinrich Voß im *Musenalmanach* zwei Gedichte, weitere folgen. Der erste Gedichtband erscheint 1781.[1] Als Joachim Heinrich Campe nach Trittau in die Nähe von Hamburg zieht, wird er von Caroline Rudolphi und ihrem Bruder begleitet. Campe plant eine *Revision des gesamten Schul- und Erziehungswesens.* Ein Jahr später ziehen die Geschwister nach Billwerder.

Im nächsten Kapitel wird detailliert der Alltag im Rudolphischen Mädchenpensionat in (Hamburg-)Hamm geschildert, wo sich der Wandel von der Kinderbetreuung im Familienverband zu einem professionell geführten Mädchenpensionat, einem *Erziehungs-Institut für junge Demoiselles*, vollzieht. Der Fächerkanon geht über das hinaus, was sonst in der Mädchenerziehung üblich ist. In dieser Zeit erscheint der zweite, von Campe herausgegebene Gedichtband,[2] nachdem Christoph Martin Wieland bereits Gedichte im *Teutschen Merkur* abgedruckt hatte. Auf seine Vermittlung hin erscheint 1796 in Leipzig bei Göschen das Buch *Neue Sammlung von Gedichten von Caroline Rudolphi*. Das gesellschaftliche Leben und Frauenfreundschaften werden als recht vielfältig beschrieben, so verzeichnet ihr Tagebuch zahlreiche Besuche im Zentrum der Hamburger Aufklärung bei Elise von der Recke, den Familien Sieveking und Reimarus, bei Claudius und Klopstock, den sie verehrt und dessen Werk lange präsent bleibt in ihrem Institut. Nach dem Tod des Bruders, der als Lehrer im Institut wirkte, wird Johann Friedrich Benzenberg eingestellt. Aus der facettenreichen Beziehung entwickelt sich fast „eine Instituts-Affäre" (S. 119), wie das folgende Kapitel ausführlich nachzeichnet.

Aus verschiedensten persönlichen, pädagogischen, finanziellen Gründen reist Caroline mit einigen ihren Schülerinnen nach Heidelberg, und so wird die „nordische Kolonie" in Heidelberg ansässig. Der Zeit in Heidelberg sind drei Kapitel gewidmet.

1 Gedichte von Karoline Christiane Louise Rudolphi. Hg. und mit einigen Melodien begleitet von Johann Friedrich Reichardt. Berlin 1781.

2 Gedichte von Karoline Christiane Louise Rudolphi. Zweite Sammlung. Nebst einigen Melodien. Hg. von Joachim Heinrich Campe. Braunschweig 1787.

Die Ankunft Clemens Brentanos markiert den Beginn der Heidelberger Romantik. Caroline bildet den Mittelpunkt der Heidelberger Gesellschaft, verkehrt mit Johann Heinrich Voß, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Sophie Mereau-Brentano, Friedrich Creuzer, Karoline von Günderrode. Mit der Familie Voß bleibt sie bis zum Lebensende freundschaftlich verbunden. Es gelingt ihr, wieder an ihre Erfolge als Dichterin anzuknüpfen, sie schreibt zunächst für das *Journal für deutsche Frauen*, ein zeittypisches Frauenjournal, das von Wieland, Rochlitz und Seume herausgegeben wird. Nur zwei Jahrgänge werden erscheinen, die politischen Ereignisse machen die Weiterführung unmöglich.

Ein recht ausführliches Kapitel wird dem Thema „Weiblichkeit" gewidmet, das einen besonderen Stellenwert bei Caroline Rudolphi einnimmt, wie Perrey zeigt. In einem Beitrag versucht Rudolphi die Frage zu beantworten: *Dürfen Weiber gelehrte Kenntnisse haben? oder: Sind Weiblichkeit und wissenschaftliche Geistesbildung zu vereinigen?* Sie beansprucht das Recht der Frauen auf eine umfassende Bildung. Der gebildete Verstand soll sich mit künstlerischer Phantasie und einem gütigen Herzen als Ganzes zusammenfügen und in den Dienst der weiblichen Berufung stellen. Diese Rudolphischen Gedanken bestimmen Lehrplan und Praxis in ihrem Institut. Ziel der Erziehung ihrer Schülerinnen sei, die geistige Selbständigkeit unter Beweis zu stellen. Mit diesen Gedanken zur Stellung der Frau am Anfang des 19. Jahrhunderts wagt Rudolphi ihren ersten Schritt in die Öffentlichkeit und zur Emanzipation. Sie appelliert an ihre Leserinnen, ihr legitimes Recht auf Bildung, auf wissenschaftliche und künstlerische Tätigkeit umzusetzen. Diesen Weg hat sie für sich persönlich gewählt. Ihr Erziehungsroman *Gemälde weiblicher Erziehung,*[3] ein Briefroman, trägt deutlich autobiographische Züge. Rudolphi sei darin ganz Kind ihrer Zeit, wie Perrey feststellt, und verhaftet in fest gefügten Rollenbegriffen. Doch sie gebe den Mädchen das mit, was Basis für spätere emanzipatorische Bestrebungen werden könne: umfassende Bildung. Damit sei sie im traditionellen Denken fest verankert und gleichzeitig weise sie darüber hinaus. Das Buch wird ein Erfolg, es erscheinen Übersetzungen ins Holländische und ins Schwedische. Insgesamt sind vier deutschsprachige Auflagen zu verzeichnen. Doch fast nur männliche Kommentare sind überliefert.

Die Treffpunkte bei Caroline werden zu gesellschaftlichen Höhepunkten. Die „Krone Heidelbergs" wird sie genannt. Heinrich Voß bezeichnet sie als liebenswürdig, in ihren Gesprächen geistreich, lebhaft, gutherzig. Aber kritische Stimmen lassen verlauten, dass das Maß an Bildung zu weit gehe und die traditionell geprägte Weiblichkeit darunter leide. Rudolphi gerät in den Streit zwischen Voß und den Romantikern und bewahrt sich dabei ihre kritische Distanz zu den Romantikern. Was sie mit dieser neuen Richtung verbindet, entfremdet sie den Rationalisten, wie einer Bemerkung von Johann Heinrich Voß entnommen werden kann. Er berichtet dem jungen Hamburger Studenten Karl Sieveking 1807, dass Abraham nun Hauslehrer bei der Rudolphi ist,

3 Caroline Rudolphi: Gemälde weiblicher Erziehung. 2 Bde. Heidelberg: Mohr und Zimmer 1807.

und es sei „doch wunderbar, daß gerade sein Sohn in diese Verbindung käme, da er selbst doch aus Empfindsamkeitsscheu immer so sorgfältig ihre Nähe vermieden hätte"[4] (S. 227). In Heidelberg erhält Caroline Besuch von Betty Gleim, einer Großnichte von Johann Wilhelm Ludwig Gleim, mit dem sie im Briefwechsel steht. Doch während Caroline ihre Zöglinge nach dem Vorbild der familiären Erziehung erzieht und dabei die Systematik der Unterrichtsstunden weniger wichtig ist, gründet Betty Gleim hingegen eine Schule als Pendant zu den Bürger- und Musterschulen für Jungen, die zu dieser Zeit entstehen. Kurz vor ihrem Tod erfüllt sich Caroline den Traum einer Reise durch die Schweiz, auf der sie an Wassersucht erkrankt und deren Folgen sie im Alter von 58 Jahren in Heidelberg erliegt. Ernestine Voß hat ihr bis zuletzt beigestanden.

In einem abschließenden Kapitel setzt sich die Verfasserin mit der Wirkung Caroline Rudolphis kritisch auseinander. Nach ihrem Tod geht die Zeit der Erziehungsinstitute für Mädchen zu Ende, private Tagesschulen, wie Betty Gleim sie aufbaut, sind gefragt. Emilie Heins, eine ehemalige Schülerin seit Hamm, setzt die Leitung des Instituts fort. Abraham Voß, ehemaliger Hauslehrer in Rudolphis Institut, gibt 1835 ihre Aufzeichnungen als *Schriftlichen Nachlaß*[5] heraus.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass es Caroline Rudolphi gelang, „den Widerspruch zwischen weiblicher Rolle und gelebtem männlichen Anspruch in einer Person zu vereinigen" (S. 295). Sie stellte das überlieferte Ideal von Weiblichkeit nie in Frage, sondern erweiterte es aber um die Komponenten Bildung, Wissenschaft und Kunst. Caroline war „tief verwurzelt in den gesellschaftlichen Traditionen und beanspruchte Rechte, die sie dort verankert sah und die doch darüber hinausweisen." (Ebd.) Gudrun Perrey verschafft Rudolphi einen gebührenden Platz in der Frauenforschung und liefert damit einen Beitrag zur Diskussion im Kontext von Mädchenerziehung, weiblichem Schreiben und Handeln. Es ist der Verfasserin gelungen, anhand von neuen Quellen, Dokumenten, Briefsammlungen und Handschriften ein weitverzweigtes, verwobenes Lebens- und Zeitbild um 1800 nachzuzeichnen. Perrey schließt ihre Untersuchung mit der treffenden Bemerkung: „Es ist die persönliche Begegnung, die allein einen Menschen vollständig erschließen kann. Doch wenn sie nicht mehr möglich ist, wenn der Blick weit in die Vergangenheit gerichtet werden muß, dann gilt Benzenbergs Wort: *Ein klares Bild der damaligen Zeit bilden Briefe leichter als alles andere*"[6] (S. 297).

Kerstin Gräfin von Schwerin

4 Karl Sieveking an seine Mutter; zit. nach Gustav Poel: Bilder aus vergangener Zeit nach Mitteilungen aus großenteils ungedruckten Familienpapieren. Theil 2: Bilder aus Sievekings Leben (1887-1847). Als Ms. gedruckt Hamburg 1887, S. 54.

5 Caroline Rudolphi: Schriftlicher Nachlaß. Hg. von Abraham Voß. Heidelberg 1835.

6 Am 15.1.1815, zit. nach Julius Heyderhoff: Johann Friedrich Benzenberg und das Fockesche Haus in Bremen. Freundschaftsbriefe aus einem rheinisch-bremischen Freundeskreis der Goethezeit. In: Bremisches Jahrbuch 31 (1928), S. 305-334, hier S. 318.

Carmen Götz: Friedrich Heinrich Jacobi im Kontext der Aufklärung. Diskurse zwischen Philosophie, Medizin und Literatur. Hamburg: Felix Meiner Verlag 2008. (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, 30). VII, 528 S. 98 € ISBN 978-3-7873-1878-0

Friedrich Heinrich Jacobi ist in Eutin kein Unbekannter (vgl. Vossische Nachrichten Nr. 6). Er führte – vor den französischen Revolutionstruppen geflohen – in den 1790er Jahren ein „Zigeunerleben" (Brief an Dohm, 28.1.1796) zwischen Wandsbek, Emkendorf und der fürstbischöflichen Residenz, lebte seit 1799 dort als Nachbar Stolbergs. Seine Stellung in den philosophischen und literarischen Strömungen der Zeit hingegen ist noch immer diskussionswürdig. War der Verfasser des empfindsamen Romans *Woldemar* der „Vertreter einer Gefühlsphilosophie", ein „Schwärmer", „Irrationalist", gar ein Gegenaufklärer? Oder waren sein Konzept einer „anderen" Vernunft, sein Freiheitsbegriff nicht eigentlich genuin aufklärerische Anliegen?

Die Antwort hängt in den meisten Fällen nicht nur vom Standpunkt des jeweiligen Forschers ab, sondern auch vom Ansatz der unterschiedlichen Disziplinen, die Jacobi für sich reklamieren, namentlich Philosophie und Germanistik. Die Rezeption seiner Werke, zumeist Gelegenheitsschriften, und Konzepte wird darüber hinaus erschwert durch Jacobis bewussten Verzicht auf ein systematisches Vorgehen bei der Herausbildung einer Philosophie.

Carmen Götz hat sich in ihrer Düsseldorfer Dissertation von 2004 der Frage nach der Position des Philosophen und Schriftstellers im Kontext seiner Zeit, der Hoch- und Spätaufklärung, noch einmal grundlegend angenommen. Das Ergebnis liegt seit 2008 in überarbeiteter Form vor. Die Verfasserin stützt sich in ihrer Monographie nicht auf das vielschichtige Werk, sondern auf den umfangreichen Briefnachlass Jacobis aus der frühen Zeit in Düsseldorf und Pempelfort bis zu seiner Flucht im September 1794. Er umfasst rund 1850 Briefe von und an Jacobi, von denen die meisten durch die historisch-kritische Briefedition erschlossen sind, für die letzten Jahre aber unterschiedliche Publikationsorte und Handschriften herangezogen werden mussten.

Carmen Götz geht in ihrer Untersuchung von neueren Tendenzen der Aufklärungsforschung aus, die inzwischen so neu kaum mehr sind, von einem weiten Aufklärungsverständnis, das u. a. Horst Grimminger schon im dritten Band von *Hansers Sozialgeschichte der Literatur* propagiert hat. Die Verfasserin setzt allerdings auf kulturwissenschaftliche Theorie und orientiert sich in ihrer Untersuchung an fünf Leitbegriffen, die sie aus Hartmut und Gernot Böhmes Abhandlung *Das andere der Vernunft* übernommen hat – Gefühl, Begehren, Leib, Natur und Phantasie –, um auf diese Weise einen Zugang zur Diskurs- und Mentalitätsgeschichte der Aufklärungszeit zu erreichen. In eingehender Analyse nimmt sie in den folgenden, an den Begriffen orientierten fünf Kapiteln den Briefwechsel Jacobis in den Blick, setzt sich etwa mit Freundschaftskult, Erziehungsfragen, Hypochondrie, Ästhetisierung und Sakralisierung von Natur und Schwärmerei auseinander. Als ausgewiesene Kennerin des Werks und der Briefe kommt sie zu differenzierten Ergebnissen, indem sie die Briefaussagen zu Jacobis jeweiligen philosophischen Konzepten in Beziehung

setzt, nach den Diskursen der Zeit und etwa den Diskussionen mit ausgewählten Briefpartnern (Wieland, Goethe, Stolberg) fragt und selbst Jacobis Lebenspraxis einbezieht („Jacobi als Kranker"). Insgesamt vermag die Verfasserin Jacobi in dieser umfangreichen, lesbaren wie lesenwerten Untersuchung Konturen als Gestalt zu verleihen, die einerseits an wesentlichen Debatten der Aufklärung beteiligt war und darüber hinaus als kluger, wenn auch nicht unfehlbarer Kritiker die Aufklärung unter Zuhilfenahme ihren eigenen Maßstäbe kritisierte.

Dirk Hempel

Hans-Jürgen Perrey: Joachim Heinrich Campe (1746-1818). Menschenfreund, Aufklärer, Publizist. Bremen: edition lumière 2010. (Philanthropismus und populäre Aufklärung. Studien und Dokumente, Bd. 2 / Presse und Geschichte. Neue Beiträge Bd. 56) 366 S. 24,80 € ISBN 978-3-934686-84-7

Eine umfassende Biografie Joachim Heinrich Campes, immerhin einer der bekanntesten und einflussreichsten Figuren der deutschen Aufklärung, ist seit langem ein Desiderat – die letzte Arbeit, die diesen Namen verdient, ist 1877 erschienen,[1] mithin trotz aller Verdienste nicht mehr ganz aktuell. Hatte Hanno Schmidt 1996 mit der wegweisenden Braunschweig-Wolfenbütteler Campe-Ausstellung bereits wichtige Zeichen gesetzt[2] und mit seiner 2007 abgeschlossenen Campe-Briefausgabe[3] der Forschung neues Material erschlossen, so fehlte bislang der Biograf, der die nun vorliegenden Materialien auf dem aktuellen Stand der Forschung auswerten und in ein umfassendes Lebensbild Campes integrieren konnte. Beides hat Hans-Jürgen Perrey geleistet. Im Anschluss an eine einleitende Gesamtwürdigung Campes beschreibt er die einzelnen Abschnitte dieses recht bewegten Lebens: Nach den „Lehr- und Wanderjahren", d.h. der Kindheit und Jugend in Deensen und Holzminden sowie dem Theologiestudium in Helmstedt und Halle, kommt Campe als Hauslehrer der Brüder Humboldt in Tegel und als Potsdamer Prediger ins „Zentrum der Aufklärung" Berlin, wird dann 1776 ‚Educationsrath' in Basedows Dessauer Philanthropinum, das er kaum ein Jahr danach bereits wieder fluchtartig verlässt, um in Hamburg-Billwerder sein eigenes Erziehungsinstitut zu gründen. 1783 folgt der Rückzug des Pädagogen und (vor allem durch seinen pädagogischen Bestseller *Robinson der Jüngere*) berühmten Schriftstellers ins ländliche Trittau, bevor er 1786 auf Einladung des fortschrittlich gesinnten Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel seinen endgültigen Wohnsitz findet. Hier betätigt er sich als glückloser Schulreformer und

1 Jakob Anton Leyser: Joachim Heinrich Campe. Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung. Bd. 1-2. Braunschweig 1877, 420, 412 S.

2 Hanno Schmitt u.a.: Visionäre Lebensklugheit. Joachim Heinrich Campe in seiner Zeit (1746-1818). Katalog zur Ausstellung des Braunschweigischen Landesmuseums und der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 29. Juni bis 13. Oktober 1996. Wiesbaden 1996 (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, 74)

3 Briefe von und an Joachim Heinrich Campe. Hrsg. von Hanno Schmitt. Bd. 1: 1766-1788. Wiesbaden 1996; Bd. 2: 1789-1814. Wiesbaden 2007 (Wolfenbütteler Forschungen, 71)

mit seiner Schulbuchhandlung dann um so erfolgreicher als Verleger. 1789 ist Campe wie so viele Aufklärer von der großen Französischen Revolution stark fasziniert, reist als Revolutionstourist im Sommer nach Paris, wo er Mirabeau kennen lernt und als Zuhörer der Nationalversammlung einen direkten Einblick in die aktuelle Entwicklung erhält. Seine revolutionsfreundlichen *Briefe aus Paris* (1790) und die im Zuge der antirevolutionären Reaktion erfolgte Einschränkung der Pressefreiheit in Braunschweig-Wolfenbüttel schließlich bringen ihn in Konflikt mit seinem Landesherrn, der natürlich obsiegt: Campes Radikalität schwindet merklich, seine Kritik an fürstlicher Zensur wird zur Selbstzensur, zur „Schere in Campes Kopf" (S. 227). Dieser, durch die fatale weitere Entwicklung in Frankreich erleichterte Rückzug aber sichert ihm einen ungestörten Lebensabend als Verleger, Publizist und Sprachforscher im Braunschweigischen. Vor allem die Frage der Reinheit – und das meint beim Volksaufklärer Campe: Klarheit und Verständlichkeit – der deutschen Sprache beschäftigt Campe von nun an und mündet nach dem *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke* von 1801 in das (auch von unserem gescheiterten Wörterbuchautor Voß begrüßte) fünfbändige *Wörterbuch der deutschen Sprache* (1807-1811).

Die Darstellung der Reisen Campes im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts steht am Ende dieser lesenswerten Biografie. Vor allem in der von ihm selbst beschriebenen großen Reise, die ihn 1802 nach England und nochmals nach Frankreich führte, zeigt sich Campe wiederum als kritischer Geist, als fortschrittsbegeisterter Utilitarist, der die technische und wirtschaftliche Überlegenheit des englischen Kapitalismus ebenso bewundern wie ihre sozial negativen Folgen kritisieren kann, der die nachrevolutionären Verhältnisse im napoleonischen Frankreich zugleich kritisch und verständnisvoll aufnimmt, um dann allerdings überbetont glücklich in das zum Musterstaat der Aufklärung idealisierte Braunschweigische Fürstentum zurückzukehren. Recht problematisch erscheinen auch die von Perrey nicht verschwiegenen Auslassungen Campes über die böhmischen Juden aus dem Jahr 1805, für die wohl weniger eine altersbedingt verringerte geistige Beweglichkeit als vielmehr zeittypische antisemitische Tendenzen verantwortlich sind. Dass Campes zeitlebens andauernde gesundheitliche Probleme sich in diesen Jahren verstärken, Depressionsschübe hinzukommen und er die letzten fünf Lebensjahre in geistiger Umnachtung verdämmert, bildet den traurigen Abschluss seines ereignisreichen Lebens.

Es ist das Verdienst Perreys, die enormen Leistungen Campes als Aufklärer wie auch die Begrenztheit und die (für die deutsche Aufklärung so typische) Inkonsequenz seines Denkens ausgewogen dargestellt und zueinander in Beziehung gesetzt zu haben. Darüber hinaus bietet der Band – wenn gelegentlich auch um den Preis etwas großer, gleichwohl nie langweiliger Ausführlichkeit – eine umfassende Einordnung Campes in die historischen und ideengeschichtlichen Bedingungen und Tendenzen seiner Zeit. Ein biografisches Lesebuch, dessen Lektüre man nur empfehlen kann!

Frank Baudach

Eutin - Heidelberg 1811. Briefwechsel des Studenten Ernst Hellwag mit seiner Familie in Eutin nebst weiteren Materialien und einem Register aller Eutiner Hausbesitzer. Herausgegeben von Henry A. Smith. Eutin: Eutiner Landesbibliothek 2009 (Eutiner Forschungen, 11). 230 S. 26 € ISBN 978-3-939643-02-9

Die in diesem Band edierten Briefe stammen aus dem vor einigen Jahren bei Nachfahren des Eutiner Arztes und Voß-Freundes Christoph Friedrich Hellwag (1754-1835) aufgetauchten und 2010 von der Eutiner Landesbibliothek erworbenen Teil des Hellwag-Familiennachlasses, einer insbesondere für die Eutiner Geschichtsschreibung, aber auch für die Voß-Forschung wichtigen Quelle.

Nach einem erklärenden Vorwort befindet sich im Hauptteil der Veröffentlichung der Briefwechsel des in Tübingen und Heidelberg Jura studierenden Sohns Christoph Friedrich Hellwags, Ernst Ludwig (1790-1862), mit den in Eutin wohnenden Familienmitgliedern. 43 Briefe wurden zwischen Januar und Oktober 1811 gewechselt – bis zur Heimkehr von Ernst Hellwag. Neben vielen Eutiner Neuigkeiten erfahren wir auch einiges aus der Familie Voß. Der umfangreiche Anhang dieser Veröffentlichung ist für die Eutiner Heimatforschung von ganz besonderem Wert, da hier Informationen zusammengeführt wurden, die in dieser Fülle bislang nicht zugänglich waren.

Doch zunächst zum Vorwort (S. 7-19). Es wirkt befremdlich, vom verwehenden „Pulverdampf bei Belle-Alliance" oder gar von einer „Zeit vor den Sündenfällen moderner Geschichte" lesen zu müssen. Doch entschädigen die Erläuterungen zur französischen Besatzung und der Abdruck der Proklamation vom 28. Februar 1811 für die recht holzschnittartige Geschichtsdarstellung am Anfang. – Die Beziehungen zwischen Eutin und Heidelberg werden als nächstes offen gelegt. Die Familien Hellwag und Voß waren in Eutin Nachbarn, Henrietta Hellwag, geb. von Halem, und Ernestine Voß – zunächst eng befreundet – korrespondierten daher häufig, besonders während des Aufenthaltes von Ernst Hellwag in Heidelberg. Sicher spielt hierbei eine Rolle, dass die Familie Hellwag den nach dem Weggang des Ehepaars Voß in Eutin zurückbleibenden Sohn Hans Voß betreut hatte. Ernst Hellwag allerdings besuchte die Familie Voß in Heidelberg nur dann häufiger, wenn Hans Voß bei den Eltern zu Besuch war (s. S. 45). Auch in Vermittlung von Geldangelegenheiten wurde die Familie Voß immer wieder benötigt. Wertvoll ist der Hinweis, dass sich in dieser Sammlung von Quellen noch weitere Funde zu ehemaligen Eutinern in Heidelberg machen lassen, so z. B. zu Otto Martens, bekannt als ehemaliger Hauslehrer der Kinder Friedrich Schillers. Eine für Außenstehende als ganz offensichtliche Kleinigkeit, nämlich die Verbindung der Brüder Hellwag zu Schweizer Kommilitonen, wird sich vermutlich noch als bedeutend herausstellen.

Die weiteren Erläuterungen zum Anhang (S. 16-18) zeigen, wie vielfältig die Verknüpfung verschiedener Themen mit dem Familienbriefwechsel ist. Otto Martens' Verbindung zu Hans Voß erweist sich als hervorragendes Informationsmedium für die Eutinforschung. Der Briefschreiber besuchte im Oktober 1811 Eutin und berich-

tete in ungemein lebendiger Art vom Leben der ehemaligen Schul- und Spielfreunde nebst deren Familienangelegenheiten. – Der „Eutiner Korsett-Streit von 1811" zeigt Christoph Friedrich Hellwags vernunftgeleitetes wissenschaftliches Arbeiten und sein besonders ausgeprägtes Bemühen um Popularisierung seiner Ergebnisse. H.A. Smith weist aber auch auf zukünftige Forschungsfelder hin. Neben der Beantwortung der Frage nach den Opponenten Hellwags im sogenannten Korsettstreit regt er an, die von Patrick Peale (d.i. Gustav Anton von Seckendorff) vertretene Kunstform der mimischen Affektdarstellung und die zum Teil recht abenteuerliche Biographie Peales genauer zu erfoschen. – Unter dem „Hinweis zur Wiedergabe der Handschriften" (S. 18) erwähnt H.A. Smith, dass der Gebrauch von Abkürzungen ein besonderes Steckenpferd der Brüder Hellwag gewesen sei. Wie schade, dass bei den vielen Faksimile-Abbildungen von Briefstellen in diesem Band der Eutiner Forschungen hierzu a) kein Verzeichnis mitgegeben wurde um anderen Handschriftenlesern eine wichtige Information an die Hand zu geben, und b) die Leser sich von dem Umfang der Kürzungen nicht selbst ein Bild machen können.

Die Wiedergabe des Briefwechsels (S. 21-130) ist im allgemeinen jedoch sehr gründlich kommentiert und erweist sich so als Fundgrube für weitere Forschungen. So zeigen etliche Briefstellen auf, welche Musik seinerzeit in Eutin zur Aufführung kam (z.B. S. 67, 95, 127). Es wäre sicher auch heute lohnenswert, die genannten Stücke in der erwähnten Zusammenstellung zur Aufführung zu bringen. – Neben Hinweisen zu Wetter und anderen Himmelserscheinungen vermerken die Briefschreiber auch, welche Gewächse in den jeweiligen Gärten gediehen. Auch lassen sich durch die Lektürelisten der Schreiber weitere Belege zur Literaturnutzung der damaligen Zeit sammeln. Außerdem werden Reiseforscher auf ihre Kosten kommen, denn es lassen sich genaue Reiserouten ermitteln. Wenige, aber deshalb nicht minder wichtige Briefstellen geben Hinweise darauf, wie mit den französischen Zensurbestimmungen umgegangen wurde. Sicher gibt es hierzu spektakulärere Quellen, doch geht es darum, auch in diesem Briefkonvolut den Nachweis zu haben. Sozialgeschichtlich sind noch einige andere Funde zu machen. So erhalten wir in dieser Ausgabe ein recht genaues Bild von den üblichen Geldsorgen eines Studenten und auch Hinweise auf die praktische Handhabung des chronischen Geldmangels, denn es geht um Geldtransfer über mehrere Staatsgrenzen hinweg in einer Zeit, als Kaufleute und Buchhändler, aber auch die Familie Voß in Geldgeschäfte eingebunden wurden, die heute wie selbstverständlich Banken erledigen.

Das biographische Namensregister ab S. 147 ist angereichert mit vielen Porträts und Hausabbildungen, die in dieser Zahl noch nicht so leicht zugänglich waren. Dafür sei dem Verfasser gedankt, denn es wird nicht auf Anhieb offensichtlich, wie viel Detailkenntnisse hierfür über eine lange Dauer zusammengetragen wurden. Richtig ärgerlich ist nur, dass das Verzeichnis in der praktischen Nutzbarkeit zu Zeitverlust für Nichteingeweihte führt, da ein ständiges Blättern vom Verzeichnis der „Eutiner" zu dem der „Nicht-Eutiner" nötig wird. Daher sei diese Frage erlaubt: Sollte man nicht doch in der nächsten Auflage hier eine Änderung vornehmen, ein alphabeti-

sches Gesamtregister einführen und durch andere Drucktypen die unterschiedlichen Verzeichnisse voneinander absetzen?

Der Band schließt ab mit dem „Eutiner Hausregister 1811" (S. 215-222), eine phantastisch genaue Liste der Häuser und ihrer Bewohner, die der Autor in mühevoller Kleinarbeit aus dem Eutiner Leucht- und Wachregister ermittelte. Allein diese Liste wird die Arbeit der Eutin-Forschung immens erleichtern und wird schon jetzt die ‚Smithsche Häuserliste' genannt, wenn es um die Verortung von Person und Wohnung der damaligen Eutiner geht. Schade nur, dass hierzu kein Stadtplan mit aufgenommen wurde, eine Kleinigkeit, für Außenstehende aber unerlässlich. Dem Herausgeber kann für seine Mühen nur gedankt und dem Band eine möglichst weite Verbreitung gewünscht werden!

Silke Gehring

Johann Heinrich Merck: Briefwechsel. Hg. von Ulrike Leuschner in Verbindung mit Julia Bohnengel, Yvonne Hoffmann und Amélie Krebs. 5 Bde. Göttingen: Wallstein Verlag 2007. Ln. 775, 701, 736, 641, 451 S. 148 € ISBN 978-3-8353-0105-4

Ulrike Leuschner: Johann Heinrich Merck. Hannover: Wehrhahn Verlag 2010 (Meteore, Bd. 2). Kt. 163 S. 16,80 € ISBN 978-3-86525-172-5

Johann Heinrich Merck: Gesammelte Schriften. Hg. von Ulrike Leuschner unter Mitarbeit von Amélie Krebs. Bd. 1: 1760-1775. Bd. 3: 1776-1777. Göttingen: Wallstein Verlag 2012. Ln. 680, 463 S. je 34,90 € ISBN 978-3-8353-0923-4 u. 978-3-8353-1013-1

Nein, mit Johann Heinrich Voß hat er außer den Vornamen nicht viel gemeinsam, der Darmstädter Kriegsrat, Dichter, Redakteur, Rezensent, Naturforscher, Verleger und Fabrikant Johann Heinrich Merck (1741-1791), auch scheint es keinen einzigen persönlichen Kontakt der beiden gegeben zu haben. Angesichts der Breite der Interessen und Tätigkeitsgebiete dieses vielseitigen Geistes, angesichts der dichten Vernetzung Mercks in Literatur und Wissenschaft seiner Zeit sind die von Ulrike Leuschner vorgelegten Editionen und ihre Merck-Biografie gleichwohl für jeden an der Literatur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts Interessierten von großem Interesse.

Dies gilt zunächst und vor allem für die fünfbändige Edition des Merck-Briefwechsels. Bei einer Gesamtzahl von 1004 enthaltenen Briefen sind hier immerhin 134 erstmalig gedruckt, etwa neun Zehntel der Briefe wurden nach den Handschriften ediert, so dass hier erstmals eine verlässliche Textgrundlage der gesamten überlieferten Merck-Korrespondenz zur Verfügung steht. Lobenswert ist an dieser Ausgabe dreierlei: Zum einen, dass es sich um eine Brief*wechsel*-Edition handelt, die Briefe und Gegenbriefe gleichberechtigt behandelt und sie so als Kommunikationszusammenhang, als „Briefgespräch" nachvollziehbar macht. Auch wenn dies aufgrund

der lückenhaften Überlieferungslage nicht immer gelingt (so im Briefwechsel mit dem „Urfreund" Goethe, wo Mercks Briefe weitgehend fehlen), oder umgekehrt ein Einzelbriefwechsel bereits andernorts gedruckt vorliegt (so bei Mercks „Herzensbruder" Wieland), ist dies im Interesse einer möglichst genauen Nachvollziehbarkeit der Lebenszusammanhänge Mercks das einzig sinnvolle Verfahren. Zum anderen überzeugt die genaue, gleichwohl gut lesbare Textdarbietung sowie die umfangreiche Kommentierung, die die dargebotenen Briefe auch dem uneingeweihten Leser inhaltlich vorbildlich erschließt. Text, Apparat und Kommentar werden unmittelbar aufeinander folgend dargeboten, was umständliches Umblättern und Nachschlagen weitgehend erspart. Abkürzungen und fremdsprachige Ausdrücke werden im Kommentar zuverlässig aufgelöst bzw. übersetzt, die enthaltenen fremdprachigen Briefe (immerhin fast ein Viertel des gesamten Briefkorpus) werden außer im Original auch in gut lesbaren deutschen Übersetzungen dargeboten. Zum dritten aber muss der umfangreiche Einführungstext der Herausgeberin „Die Korrespondenz des Johann Heinrich Merck" (Bd. 5, S. 27-108) hervorgehoben werden, in dem sie einen aufschlussreichen Gesamtüberblick über Mercks Briefwechsel in seinen Lebensphasen und in Beziehungen zu seinen einzelnen Korrespondenten gibt. Zentral sind hier die Kapitel zu Goethe und Wieland, daneben werden ausführlich die Briefkontakte zu Anna Amalia und Karl August von Sachsen-Weimar, zusammenfassend die Korrespondenzen mit Künstlern, Naturwissenschaftlern, Geschäftspartnern und Familienmitgliedern behandelt.

Wer sich einen Einblick in Mercks Lebensläufe verschaffen möchte, dem sei daher die parallele Lektüre dieser Einleitung und der 2010 erschienen Merck-Biografie Ulrike Leuschners wärmstens empfohlen – eine Biografie, die vom Umfang her knapp genug gehalten ist, um ein prägnantes Bild Mercks zu zeichnen, die aber auf Grund der exzellenten Quellenkenntnisse der Verfasserin trotzdem gründlich und ausführlich informiert. Warum darauf verzichtet wurde, dieser nicht nur gut lesbaren, sondern auch für die Forschung wichtigen Biografie zumindest ein Personenregister beizugeben, bleibt allerdings unverständlich.

Dass damit das letzte oder auch nur vorletzte Wort zu Merck keineswegs gesprochen ist, dass es insbesondere das „in seiner Gesamtheit noch nicht erforschte literarische Werk" dieses „großen Aufklärers, das an Breite und Vielfalt seinesgleichen sucht" (Briefwechsel 5, S. 108), zu entdecken gilt, machen die gerade erschienenen ersten beiden Bände der *Gesammelten Schriften* Mercks deutlich. Plan der Ausgabe ist, wo nicht im strengen Sinne sämtliche, so doch zumindest alle derzeit erreichbaren Schriften Mercks in chronologischer Reihenfolge zu erschließen. Band 1 bringt daher die Dichtungen, Aufsätze und Rezensionen der Jahre 1760 bis 1775, wobei die berühmten, von Merck herausgegebenen und mitverfassten *Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772* ausgespart sind und geschlossen im Band 2 ediert werden sollen. Bemerkenswert sind am ersten Band zum einen die weitgehend neu entdeckten Nachdichtungen englischer Romanzen (S. 144-196) sowie die Rezensionen, die Merck in den Jahren 1773-1775 vor allem für Nicolais *Allgemeine Deutsche*

Bibliothek verfasste. Rezensionen, nun für Wielands *Teutschen Merkur*, nehmen auch den größten Teil von Band 3 ein, der die Jahre 1776 und 1777 umfasst. Als für Voß-Interessierte besonders interessant seien hier nur die Besprechungen der Vossischen *Musenalmanache* 1776 (S. 31-34) und 1777 (S. 97-99) genannt. Mercks Kritik am ‚heischeren Geschrey nach Freiheit' in Vossens niederdeutschen Idyllen (die Voß zwar irrtümlich Wieland zuschrieb) und dessen satirische Reaktion im Gedicht *Der Sklave* machen verständlich, wo die Grenzlinien zwischen den beiden Aufklärern verlaufen und erklärt möglicherweise auch das offensichtliche Fehlen einer persönlichen Kontaktaufnahme.

Die wie beim Briefwechsel sehr solide Edition der Texte, mehr noch ihre gründliche Kommentierung und Erschließung lässt den Rezensenten das Erscheinen der nächsten Bände respektvoll und freudig erwarten. Dass diese Ausgabe in den kommenden Jahren zielstrebig weitergeführt wird, scheint durch die großzügige Finanzierung der Ausgabe durch die *Merck'sche Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft* gesichert, die schon bei der Briefwechsel-Edition zu einem zügigen Erscheinen der Bände und – auch dies darf lobend erwähnt werden – zu erfreulich niedrigen Verkaufspreisen geführt hat.

Frank Baudach

Homer: Ilias, Odyssee. Aus dem Griechischen übersetzt von Johann Heinrich Voß. Text der Ausgabe letzter Hand von 1821. Mit Nachworten von Ernst Heitsch und Günter Häntzschel. Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2010. (Reclam Bibliothek) Ln. 1006 S. 39,95 € ISBN 978-3-15-010777-5

Ausgaben der Vossischen Homer-Übersetzung gibt es viele, und fast alle drucken den Text der Erstausgaben der *Odüßee* von 1781 und der *Ilias* von 1793 ab. Dass Voß seinen Text immer wieder überarbeitet hat, wird meist ignoriert – die späteren Überarbeitungen gelten gegenüber den Erstfassungen als weniger eingängig und schwerer verständlich. Übersehen wird dabei, dass Voß sein Übersetzungskonzept in den späteren Fassungen weit konsequenter umgesetzt und seinen Text dem griechischen Original immer enger angepasst hat. Dass die so beim Leser zunächst erzeugte Fremdheit und Sperrigkeit des Textes mit der Lektüre schnell verfliegt und sich der Homerische Text beim späten Voß letztlich besser erschließt als in den Erstfassungen, zeigt die vorliegende Edition. Sie macht erstmals den Text der Ausgabe letzter Hand von 1821 wieder zugänglich – in originaler Orthographie und einer soliden, als Leseausgabe ansprechenden Ausstattung. Sehr lesenswert sind die beiden Nachworte „Homer, *Ilias* und *Odyssee*" von Ernst Heitsch (S. 974-991) und „Die Homer-Übersetzungen von Johann Heinrich Voß" von Günter Häntzschel (S. 992-1006), die den Leser klar und knapp in Inhalt und Struktur der Homerischen Epen sowie in die Entstehung und Bedeutung der Vossischen Übersetzung einführen. Eine gelungene Edition, zu der man Verlag und Herausgeber nur beglückwünschen kann!

Frank Baudach

Ali Baba und vierzig Räuber. Erzählungen aus Tausend und eine Nacht. Nach der französischen Ausgabe von Antoine Galland ins Deutsche übertragen von Johann Heinrich Voß. Herausgegeben von Ernst-Peter Wieckenberg. München: C. H. Beck. 391 S. Ln. 22,95 € ISBN 978-3-406-61608-2

Ist sein *Homer* die bekannteste Übersetzung von Johann Heinrich Voß, so ist *Die Tausend und eine Nacht*, in sechs Bänden 1781-85 bei Johann Heinrich Cramer in Bremen erschienen, die am wenigsten bekannte, und sie stellt in mehrfacher Hinsicht einen Kontrapunkt zu jener dar. War der *Homer* zeitlebens eine Herzensangelegenheit Vossens, der er die größten Anstrengungen um übersetzerische Genauigkeit angedeihen ließ, so war die Übertragung der französischen Nachdichtung der arabischen *Alf laila wa-laila* eine zwar nicht ungern, aber doch mehr des Broterwerbs wegen übernommene Aufgabe, an die Voß keineswegs den gleichen Maßstab philologischer Genauigkeit anlegte. Dass seine Übersetzung trotz mancher Abweichungen der Gallandschen Vorlage gegenüber beachtliche eigene poetische Qualitäten aufweist, hat Ernst-Peter Wieckenberg bereits in seiner 2002 erschienenen Untersuchung *Johann Heinrich Voß und „Tausend und eine Nacht"* (vgl. die Rezension in den *Vossischen Nachrichten* 7/2003, S. 44f.) gründlich nachgewiesen, und es lässt sich an der vorliegenden Auswahlausgabe gut nachvollziehen. Sie bietet außer der Rahmenerzählung acht Erzählungen, von denen die *Geschichte von Abulhassan Ali Ebn Bekar und Schemselnihar*, dann *Der erwachte Schläfer* und schließlich die *Geschichte von Ali Baba und vierzig Räubern* die umfänglichsten sind. Das Nachwort von Ernst-Peter Wieckenberg fasst die Thesen seiner Arbeit von 2002 in dankenswerter Knappheit zusammen. Man mag bedauern, dass ein vollständiger Abdruck der Vossischen Übersetzung aufgrund ihres Umfangs offenbar nicht möglich war. Gleichwohl demonstriert die vorliegende Auswahlausgabe eindrucksvoll, dass Johann Heinrich Voß „eine bemerkenswerte Fähigkeit hatte, Handlungen zu erzählen, Situationen darzustellen, Personen zu schildern und zum Nachsprechen verführende Dialoge zu entwerfen". Nur wenige der späteren Übersetzer der *Mille et une Nuit*, so resümiert Wieckenberg, „konnten es mit der Erzählkunst von Vossens Tausend und eine Nacht aufnehmen" (Nachwort, S. 380).

Frank Baudach

Vossilien

Garlieb Merkel über Johann Heinrich Voß

Voß hat zu diesem Almanache neunzehn lyrische Gedichte geliefert. Er zeigt sich hier, wie überall, als der größte metrische Künstler, den wir jemals besessen haben, und seine Kunst erhält ihn selbst da im Fluge, wo seinem poetischen Genius auf einen Augenblick der Flügel sinkt. Auch für Prosaiker sind seine Gedichte ein sehr wichtiges Studium: denn kein andrer Dichter hat jemals die Deutsche Sprache dem Volltönen der Griechischen so nahe gebracht, kein andrer ihr so hohe Würde und Kraft zu geben gewußt. Die undeutschen Wendungen, die gezwungenen Constructionen, die man ihm mit Recht vorwirft, werden wahrscheinlich nicht lange in Umlauf bleiben; aber gewiß lassen seine Nachbildungen die Sprache veredelt zurück. – In dieser Sammlung, wie überhaupt, sind seine reimlosen Gedichte vorzüglich schön, weil er da als Metriker frei walten, und auch das weniger Dichterische durch erhabene Diktion mit sich empor tragen konnte. In den gereimten hingegen glaubt man einen ernsthaften Mann zu sehen, der sich aus Gefälligkeit zum Tändeln herabläßt, und nicht immer glücklich darin ist.

[Aus der Rezension zu:] Taschenbuch für 1801, herausgegeben von Friedrich Genz, Jean Paul und J. H. Voß. In: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, herausgegeben von G. Merkel. Erster Band. Zehnter Brief. Am 4ten November 1800. S. 147f.

Schon in einem meiner vorigen Briefe sprach ich Ihnen von dem großen Verdienste, daß Voß sich durch seine Uebersetzungen um unsre Sprache im Allgemeinen, erwarb; ein wenigstens nicht kleineres, hat er um unsre schöne Literatur, durch die Ausbildung der modernen Idylle, für deren Schöpfer er beinahe gelten kann. „Aber was schrieben denn Blum, Kleist und vor allem Gesner, der liebliche, reizende Gesner, der uns immer in eine so bezaubernde Welt versetzt?" – Sie schrieben freilich auch Idyllen, und Gesner besonders, vortreffliche; – aber es waren keine Deutsche, es waren Griechische, die Deutsch erzählt wurden: eine Behauptung, die Ihnen sogleich deutlich werden soll.

Eine Idylle nennen wir ein einfaches gefälliges Gemälde, das uns mit sanften, ruhigen Empfindungen erfüllt. Was sie uns malt, ist an und für sich gleichgültig. Fände der Dichter einen brauchbaren Stoff im Pallast oder im Stadtgewühle, und führte er ihn zu einem lieblichen, ruhigen Gemälde aus, so hätte er eine Idylle geliefert, wenn auch kein Wort von Hainen und Schäfern darin vorkäme. Schwerlich wird es ihm indeß gelingen, viele taugliche Gegenstände außer der Natur aufzufinden: diese hingegen ist so reich daran, daß man das Land immer als die Heimath des Idyllen-Dichters angesehen hat, und die Idyllen uns gewöhnlich nur ländliche Scenen schildern. Ihre handelnden Personen sind in der Regel Landbewohner, Schäfer, Winzer, Jäger, Fischer u. s. w.

Unsre nordische Natur scheint wenig zu solchem Gebrauche geeignet: aber wäre sie auch schöner und milder, als sie wirklich ist, so stehen unsre Landbewohner doch nicht in Naturverhältnissen, sondern in sehr unpoetischen politischen, und ihre Sitten sind

weder sanft noch rein genug, um Stoff zu reizenden Gemälden zu geben. Es wäre sehr schwer, treue Darstellungen zu liefern, in denen man nicht an Frohn und Amtmann, an Predigt, Schenke und Branntwein wenigstens erinnert würde. Diese unpoetische Beschaffenheit bewog Gesner und seine Nachahmer, die Scene ihrer Idyllen meistentheils nach Griechenland zu verlegen. Unser Herz folgt ihnen dahin: aber unsern Sitten und unserer Denkungsart im Leben, bleiben sie fremd. Wir freuen uns der Vorstellung, daß es eine solche Welt, wie sie uns schildern, habe geben können: aber wir fühlen immer, daß es nicht die unsrige ist. Der Rückblick von den arkadischen Schäferhütten auf unsere Dörfer, erfüllt uns mit einem wehmüthigen Widerwillen gegen unser Zeitalter und unsre Verhältnisse.

Voß, inniger vertraut mit dem Geiste der Alten, als vielleicht irgend ein neuerer Dichter gewesen ist; Voß, der durch ihre Kunst bis in ihre Natur durchgedrungen war, sich nicht nur klassischen Geist, sondern auch, wenn ich den Ausdruck wagen darf, ein klassisches Auge erworben hat, sah unsere Welt in einem andern Lichte, als Gesner. Er glaubte auch in dieser überall Züge zu entdecken, welche denen, die man im Theokrit bewunderte, wenigstens ähnlich waren, und wagte es, sie, in seinen kleinern Idyllen, zu poetischen Gemälden zusammen zu setzen. Sie sind meistentheils vortrefflich gelungen, und Deutschland freute sich, auf seinem eignen Boden Früchte hervorgehn zu sehn, die man bis jetzt fast nur für ein ausschließliches Eigenthum des Griechischen gehalten hatte. Indeß – die Schuld der unpoetischen Natur des Stoffes, mit welcher der Dichter kämpfte, und die er nicht ganz besiegen konnte! – auch in den schönsten werden Sie Sich erinnern, auf Züge gestoßen zu seyn, welche unangenehme Nebenideen erwecken, und auf andre, die nach zweitausend Jahren sehr merkwürdig seyn werden, jetzt aber gemein und alltäglich sind.

Wahrscheinlich fühlte Voß dieses selbst: um also eine reine Idylle zu geben, setzte er sich über die vermeinte Regel, welche die höhern Stände von ihr ausschloß, hinweg, und stellte uns in seiner Luise das Gemälde einer glücklichen Familie aus dem Mittelstande auf. Nicht Schäfer, sondern Prediger – (und vielleicht ist der Predigerstand durch seine Verhältnisse der dichterischste in unsern jetzigen Staaten,) sind die Helden desselben: aber sie sind liebenswürdige Glieder einer glücklichen Familie; die Heldin führt nicht ihre Heerde auf die Weide, sondern trinkt Kaffee und läßt sich copuliren: aber sie hat ein reines, liebevolles Herz; – der Schauplatz ist nicht in Arkadien, sondern in Holstein: aber er zeigt eine reizende, schöne Natur: – also, obgleich in diesem Gemälde von denen individuellen Zügen, die uns in den Griechischen und Gesnerischen Idyllen unterhalten, kein Wort vorkommt, so ist es doch unstreitig eine Idylle, als irgend eine, die in Griechenland oder in Italien spielt. –

Vielleicht nicht weniger schmeichelhaft, als das allgemeine Entzücken, mit welchem man die Luise, so weit man Deutsch spricht, aufnahm, war für Voß die Huldigung, die ihm ein eben so ausgezeichnetes Genie, als er, das sonst nur gewohnt ist, sich eigene Bahnen zu brechen, durch eine Nachahmung, die ihm Göthe, durch sein Gedicht, Herrmann und Dorothea, brachte. „Nachahmung!" ruft die Heerschaar seiner Gläubigen, die es für eine Gotteslästerung hält, zu denken, er könne etwas entlehnen. „Nachahmung!" ruft sie

erbittert; „Luise ist eine Idylle, und Herrmann ein reines Epos!" Ruhig, liebe Herren! Wenn ein Dichter wie Göthe nachahmt, so versteht es sich wohl, daß es auf eine andre Weise geschieht, als Ihr es thun vermögend seyd. Seine Nachbildung kann bloß darin bestehn, daß er die Idee zu einem Originale entlehnt. Voß hatte einen Vorgang aus dem wirklichen, unpoetischen, bürgerlichen Leben, poetisch geschildert, und Göthe that es ihm nach. Das werdet Ihr nicht läugnen. „Wohl! aber auf eine andere Weise: er machte zum Epos, woraus Voß eine Idylle schuf!" So? Wir wollen sehn! Epos ist eine dichterische Erzählung; das ist / [232] die Idylle auch. Was beide unterscheidet, ist, daß diese die Handlung malt, und jene sie spricht; daß in dieser das dichterische Detail einzelnen Situationen und Gegenstände, in jenem die Verwickelung und Auflösung des Knotens, der Hauptgegenstand des Erzählers ist. Schlagt aber Herrmann und Dorothea auf, wo ihr wollt: überall werdet ihr das beschreibende Detail vorwaltend, so sehr vorwaltend finden, daß es oft, trotz seiner Schönheit, lästig wird. Ihr müßt also gestehen, entweder, daß Göthe in Herrmann und Dorothea eine Idylle gegeben, oder ein Epos – verfehlt habe. –

Hoffentlich, meine Freundin, bemerken Sie, daß es mir mit meinem Streite nicht Ernst ist. Zänkereien um Namen sind immer lächerlich, am meisten aber in der Dichtkunst. Der Dichter hat nur Eine unerläßliche Pflicht: reinen Genuß zu gewähren; – der Leser nur Eine rechtmäßige Forderung: ihn bereitet zu finden. Erfüllt der Dichter diese Pflicht, so mag er die Gattungen durch einander mischen, wie immer sein Genius gebeut. Findet der Leser diese Erwartung in einem Gedichte befriedigt: was kümmert es ihn, daß der Kunstrichter nicht weiß, in welches Fach er es stellen soll. Sey Herrmann und Dorothea Epos oder Idylle: darauf kommt es nicht an. Nur ob es reinen Genuß gewähre, wollen wir untersuchen.

Jede Nachahmung hat einen schwankenden Charakter, und keine so sehr als diejenige, die ein Mann von eigenthümlich großem Geiste versucht. Was er entlehnt, entstellt seine Eigenthümlichkeit, und diese verdirbt wiederum jenes. Es entsteht ein Zwitter von verschiedenartigen Schönheiten, den wir uns nicht überwinden können, zu tadeln, und der uns gleichwohl die unangenehme Empfindung giebt, daß wir nicht wissen, woran wir uns halten sollen. Ich berufe mich auf Sie Selbst, meine Freundin, ob Sie nicht ein solches Gefühl hatten, so oft Sie Herrmann und Dorothea lasen. Die Handlung, die das Gedicht erzählt, ist anziehend; aber unaufhörlich tritt uns das ausführliche Detail in den Weg, indem wir ihrem Laufe folgen wollen. Das Detail ist bis zur Vortrefflichkeit wahr und schön: aber unaufhörlich reizt uns die Handlung, bei ihm vorüber zu eilen: mit Einem Worte; wir haben keinen reinen Genuß.

Woher das? Göthe hat zwei verschiedenen Zwecken *gleich lebhaft* nachgestrebt: er malt und erzählt zugleich.* Voß wußte, daß man ruhig seyn muß, um der Beschreibungen zu genießen: daher ist die Fabel der drei Idyllen, welche die Luise ausmachen, so einfach: in der ersten feiert man einen Geburtstag; in der zweiten kommt der Bräutigam eher an, als man ihn erwartete; in der dritten wird die Braut früher getraut, als sie vermuthet hatte. Das läßt sich mit Einem Blicke überschauen, und nun hindert uns nichts, den guten Leuten so ruhig zuzusehen, als sie selbst sind, die Aeußerungen ihres liebenswürdigen

* „Das thut Homer auch!" – Das ist kein Einwurf.

Charakters zu beobachten, und uns die reizende Beschreibung ihrer Umgebungen machen zu lassen. – In Herrmann und Dorothea hingegen, erscheint uns ein Zug unglücklicher Flüchtlinge, deren Schicksal uns beunruhiget, wir sehen eine Leidenschaft entstehen; sie mit Schwierigkeiten kämpfen: – das ist interessant; aber was fangen wir nun mit dem idyllenartigen Detail an? Wir möchten den Dichter einen Schwätzer nennen, daß er uns diese Dinge auskramt; an sich sind sie vortrefflich, aber hier stehen sie uns immer im Wege: – kurz, der Inhalt des Gedichts paßte nicht zu der Behandlung.

Einen zweiten Fehlgriff beging Göthe in der Wahl seiner Charaktere. Voß führt uns lauter liebenswürdige Menschen vor, und entfernt alles, was einen unangenehmen Eindruck machen kann: Daher genießen wir ruhig, so lange wir lesen; und legen wir das Buch weg, so hat die Phantasie nur zu frohen Fortbildungen Stoff. Wir behalten die Ueberzeugung, daß so edle, gute Menschen, als die waren, die wir hier kennen lernten, einander immer glücklich machen werden. Göthe schildert so wahr, als Voß: aber wen? Einen polternden, eigensinnigen Vater, ein unbedeutendes Mütterchen; einen ungebildeten, schmollenden Sohn; ein Mädchen, dessen Charakter zu männlich ist, um uns sehr einzunehmen. Wir lieben diese Menschen nicht; ihre Begebenheiten interessieren nur unsre Neugier, und haben wir sie geendiget, so ist der Blick in die Zukunft nicht sehr angenehm. Ich will nichts davon sagen, daß das Schicksal der armen Flüchtlinge unentschieden bleibt: aber wird der Vater nicht morgen wieder poltern, und der Sohn nicht wieder schmollen? Ja, wird die reizbare Heroine nicht bald mit Beiden in Händeln seyn? Das klingt komisch; aber untersuchen Sie einmal, ob Sie Sich die Fortsetzung der Fabel anders denken können: und das Gefühl davon liegt in der Seele jedes Lesers, wenn er es sich auch nicht zu einem Gedanken entwickelt.**

Erinnern wir uns noch einmal, was die Idylle eigentlich seyn soll, nehmlich ein reizendes Gemälde, das uns mit sanften Gefühlen des Wohlgefallens erfüllt; erinnern wir uns, wodurch Luise diesen Zweck erreichte und Herrmann ihn verfehlte: so wird Ihnen, wie ich glaube, die Bemerkung einleuchten, daß der Dichter in der Idylle alles zu Grelle und Lebhafte vermeiden muß. Keine verwickelte Handlung also: ein einzelner interessanter Vorfall reicht zur Fabel hin; – keine unruhige Leidenschaft: nur sanfte Gefühle muß er sprechen lassen; – keine unangenehme Gegenstände oder widerliche Charaktere, welche die Hauptrolle spielen, ob er gleich in den Nebenrollen dergleichen, als Folie, wohl anbringen mag. – Wahr oder falsch, meine Freundin! neu oder alt: – diese Bemerkung und die ganze Erörterung, die zu ihr führte, schien mir nothwendig, da wir vermuthlich nun bald eine Menge Nachahmungen der Luise und des Herrmann erhalten werden. Der junge Dichter, der sie benutzt, wird wenigstens vor einigen Mißgriffen sicher seyn: – daß sie aber nicht hinreicht, ihn ohne Genie eine gute Idylle machen zu lassen, – beweist das Buch, das diesen Brief veranlaßte.

[Aus der Rezension zu:] Diethelm, von Friedrich Oertel. In: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur, herausgegeben von G. Merkel. Erster Band. Funfzehnter Brief. Den 9ten December 1800, S. 225-240.

** Eine sehr geistvolle Frau machte mir in einer gesellschaftlichen Unterredung über diesen Gegenstand die Einwendung: Kann man sich aber nicht auch eine unangenehme Fortsetzung der Luise denken? Z. B. daß der Vater stirbt u.s.w. Die Bemerkung ist fein: – aber hier ist nur von einer solchen Fortsetzung die Rede, zu der die veranlassenden Ursachen im Gedichte selbst gegeben werden.

E. A. W. über Johann Heinrich Voß

Leidenschaftlich werden Männer, wie Voß, Schlosser, Luden genannt, wenn sie die Menschen schildern, wie sie sind, wenn sie zeigen, daß die meisten Menschen nicht führen, nicht ziehen, sondern sich führen, sich ziehen lassen. Hat man Beweise bringen können, daß der Antisymboliker Voß, der Eutinische, Jenaer und Heidelberger Leu Anklage zu machen sich gescheut habe, welche sich nicht erweisen lasse? Und hat er Ruhm und Ehre davon geärndtet, daß er ohne Rücksicht selbst seinen Freund (der es schwerlich je ganz aufrichtig war) angriff? Oder wäre er so kurzsichtig gewesen, die Machinationen, welche gegen ihn versucht wurden, nicht vorauszusehen? Sollte er, der klug wie die Schlange und ohne Falschheit wie die Taube war, das nicht gesehen haben, ehe die Feinde auftraten? Hat doch selbst *Görres* eingestanden, daß Voß in seinem Wandel tadellos gewesen sey. Nun aber, wenn er Personen angriff, warum that er es? Um das Reich der Finsterniß zu bestreiten, um zu zeigen, daß der ächte Schüler der weisen Griechen, der aufrichtige Verehrer Jesu nach einem höheren Lobe zu trachten habe, als dem erbärmlichen Beifalle der Menge. Der guten Sache wegen griff er Menschen an. Zu leidenschaftlich ist ein Schriftsteller nur dann, wenn er ungerecht ist. *Wenn ein Maler die Hölle malen will, so nimmt er nicht die hellsten Farben. Um das Grelle zu malen, bedarf der Maler greller Farben.* Gerecht ist der, welcher dem Lob zutheilt, der Lob verdient und Tadel dem, der Tadel verdient. *Im Leben freilich muß man Manches tragen*, aber soll auch die Wissenschaft immer die leeren Formen beobachten? *Wer sehr gerecht ist, ist nicht immer sehr liberal; aber sollen wir Gelehrte auf Kosten der Gerechtigkeit nach dem Ruhme der Liberalität trachten? Sollen wir, um Allen zu gefallen, immer schweigen, wenn die gute Sache auch noch so sehr gefährdet wird?* Das wäre also klug, das wäre christlich?

> Wer gern Allen gefällt, gefällt bald Keinem. Der Beifall
> Flieht, wie die Liebe das Herz, das sich an Jeden ergiebt.

Wie Voß gestritten hat, so streitet der ächte Niedersachse, wenn's das Große, Edle, wenn's eine große Sache gilt. Mag Görres die Sassen vierkantig nennen, das mag nicht schaden, denn besser ist es, vierseitig zu sein, als ohne alle Seite, ohne allen Charakter, ohne alle Originalität; ja besser ist ein vierkantiger Sasse, als eine personifizierte Null.

Aus: Ueber den feinen Ton der Gelehrten. Von E. A. W. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. [um 1830]. S. 8f. (Kursiva im Original gesperrt gedruckt).

Friedrich Thiersch besucht Johann Heinrich Voß

Heidelberg macht von allen Orten, die ich berühre, eine Ausnahme; das war mir neu, überraschend, herrlich. Ich habe schöneres nie gesehen, als dieses festlich geschmückte Thal des Neckar, an dessen Oeffnung in die Rheinebene es liegt. Selbst Baden ist nicht so schön – und diese einzig malerische große Ruine des größten und berühmtesten der deutschen Schlösser, des alten und reichen Sitzes der kurpfälzischen

Herrlichkeit, das Wunder deutscher Baukunst, ehrwürdig noch in seinen einzelnen Wänden, Zimmern und Saalbruchstücken, die der Zerstörungswuth der Franzosen vor mehr als 100 Jahren entgingen; die zusammengestürzten Thürme, deren Riesenglieder jetzt wie Felsgebirge empor sich zacken unter Kies und Gestrüpp, das um sie wuchert, dazwischen die freundlichen kunstreichen Gänge, das wechselnde Spiel der Farben und Gestalten der fremdartigen Gewächse und Bäume und vor allem der wunderschöne Teppich voll zahmer Wälder, Wein-, Obstgärten, Felder, Häuser, Heerden, der sich an dem Berge hinab und drüben wieder hinaufzieht, alles mit dem Schleier, dem mildesten, klarsten, heimlichen Reize umhüllt, dazwischen der Neckar, Schiffe tragend, vorüber an den Häusern der Stadt, die sich an seinen Ufern hindehnt, in dieser späten Zeit noch umstrahlt vom klarsten Himmel, umflossen von der sanftesten Luft. – Von Heilbronn bis hieher ist wahrhaft ein Garten Gottes, aber auf den Berghöhen von Heidelberg und dahinab, da wohnt er mit seinen lieben Enkeln, den Musensöhnen. – Da sitzen die Zeichner, die Dichter, wandeln die Freunde der Natur, die Jünglinge voll warmen Blutes für Vaterland und Wissenschaft und saugen und trinken Wonne und Begeisterung mit durstigen Lippen. Hier wurden die deutschen Gedichte von Freimund Reimer noch zuletzt gesungen. –

Creuzer war abwesend, bei Voß war ich zu Mittag. Der alte Heros hat mich herzlich aufgenommen. Ich war ihm durch Briefe und kleine literarische Geschenke vertraut geworden. Er war in seinem Garten, durch den man zum Hause kommt, den er selbst geschaffen, mit seiner Ernestine sehr beschäftiget, Zwiebeln einzulegen. „Sie sind der Thiersch aus München? sagte er, sein Sie mir herzlich gegrüßt.” Er umarmte mich und führte mich zu seiner Ernestine, die den Schoos voll Zwiebeln an der Erde fest saß und mir, als ich ihre Hand wollte, den kleinen von Erde gefärbten Finger hingab, da die übrige Hand sich nicht gern zeigen mochte. Wir lustwandelten in den sonnigen Gängen eine halbe Stunde und das Gespräch lief eine Menge Gegenstände durch, besonders die, von denen ich Ihnen nachher schreiben werde, über die Griechen.

Ich und mein Begleiter, ein junger Student, Dumbeck, der nach München gekommen war, dort für den Rhythmus in S. Hannonem zu sammeln und mit mir die Reise zurückmachte – wurden eingeladen, mit ihm seine Suppe, sein gebratenes Hammelfleisch und das Gemüse seines Gartens, so wie vielerlei Obst aus demselben, auch eine im Freien gewachsene Melone, alles sehr schön und gut, zu essen. Nachher führte er uns in seine Bibliothek, sein Arbeitszimmer, das die Aussicht über den Garten in das herrliche Gebirge gibt. Er ist an einer Durchsicht seiner Uebersetzung des Virgil, der Aristophanes ist fertig. Für die Odyssee will er viel arbeiten und es zu meinem Gebrauch stellen, so daß Heyne und Voß, wohl erst auch nach des letztern Tode, sich da beisammen finden werden. – Auf seinem Alter scheint mir eine Art von Reue über so vielen Streit zu liegen, den er überall gepflogen, und auch jetzt, wo er sich nach Ruhe sehnt – wie durch eine Nemesis, die jeder in seinem Blute trägt, getrieben, noch nicht ablegen kann. – Daher hat sein Alter nicht die patriarchalische Ruhe, die ihm sonst in jeder Hinsicht gebühren würde, gefunden. Auch kann er Niemanden in das Gesicht sehen, wie ich glaube. Als ich von meinem Streit mit

Hermann sprach und äußerte, daß ich in Verlegenheit deshalb sei, weil Hermann mein Lehrer sei, dem ich sehr viel schuldig, der mir die Richtung auf das Gründliche der Wissenschaft gegeben, gedachte er des seinigen mit Heyne, und lehnte auch gegen mich ab, dessen Schüler zu heißen. – Ich habe ihm dann vieles von Hermann gesagt, seinem festen und männlichen Wesen, seiner scharfen Kritik, seinem regen Sinn für deutsches Vaterland, für deutsche große Dichter wie Schiller, Klopstock u. dergl., was er mit wahrem Wohlgefallen anzuhören schien. Auch konnte ich ihm mit Wahrheit versichern, daß Hermann, so lange ich in Leipzig war, gegen ihn nie eine harte Aeußerung gethan habe, was ihm sehr wohl gefiel. Ich versprach ihm, auf dem Rückwege wieder über Heidelberg zu kommen.

Friedrich Thiersch an Adolph Gottlob Lange (1778-1831), seinen ehemaligen Lehrer in Schulpforte und lebenslanger Freund, Heidelberg, 12.10.1814. In: Friedrich Thiersch's Leben. Hg. von Heinrich W[ilhelm] J[osias] Thiersch. 2 Bde. Leipzig u. Heidelberg: Winter 1866, Bd. 1, S. 121f.

Friedrich Thiersch, geboren am 17. Juni 1784 in Kirchscheidung (Kurfürstentum Sachsen), gestorben am 25. Februar 1860 in München, studierte in Leipzig Theologie. In Göttingen wurde er durch Heynes Vermittlung Collaborator für Altphilologie. Seine Karriere setzte er 1809 in München am Gymnasium fort, da keine einkömmliche Weiterbeschäftigung in Göttingen möglich war. In München arbeitete er mit Friedrich Heinrich Jacobi und Schelling zusammen und überlebte 1811 einen Mordanschlag, der ihm als protestantischem Wissenschaftler galt. In diesem Jahr übernahm er den ehrenvollen Auftrag, die vier königlich-bairischen Prinzessinnen auszubilden. Dies tat er mit dem Homer von Voß, nachdem er die vorgefundenen Kinderbücher wegschaffen ließ. – Aus Wien kommend, reiste Thiersch im Herbst 1814 über Heilbronn nach Heidelberg, um dort ihm bekannte Wissenschaftler zu besuchen. Dass Thiersch hierbei auch Kontakte zu „Philhellenen" suchte, ist sicher anzunehmen, denn im weiteren Verlauf der politischen Ereignisse in Griechenland in den 1820er Jahren wird er diese Verbindungen weiter benutzen. Dazu Näheres in den *Vossischen Nachrichten* 11 im Beitrag *Familie Voß und die Neugriechen*.

Abbildungsnachweis

Umschlag vorn: MusenAlmanach für 1777. Hg. von Johann Heinrich Voß. Hamburg: Bohn [1776], Kupfertitel – S. 7 u. 9: Stadtarchiv Eutin – S. 21: Aus: Das Homer-Zimmer für den Herzog von Oldenburg. Ausstellungskatalog Landesmuseum Oldenburg 1994, S. 68 – S. 30: Die Fischerhütte. Kupferstich nach A. W. Küssner (1798). Aus: Almanach und Taschenbuch für häusliche u. gesellschaftl. Freuden von Carl Lang. 1799. Heilbronn [1798], Monatskupfer Dezember – S. 44: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 1797. Gemälde, vermutlich von Johann Baptist von Lampi. Aus: Johannes Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche. Freiburg i. Br. 1877, Frontispiz – S. 72: Aus: Bildnisse Göttinger Professoren aus zwei Jahrhunderten (1737-1937). Hg. von Max Voit. Göttingen 1937, Nr. 78 – S. 87: Hölty. Aus: Gedichte von Ludwig Heinrich Christian[!] Hölty. Groschen-Ausgabe. Hildburghausen o. J. (Meyer's Groschen-Bibliothek der Deutschen Classiker. Bdch. 21), Frontispiz – S. 89: Friedrich Heinrich Jacobi 1830. Ausschnitt aus dem Gemälde von Karl Wingender – S. 91: Johann Moritz Schwager. Aus: Allgemeines Magazin für Prediger. Hg. von Johann Rudolph Gottlieb Beyer. Bd. 10, St. 4 (1794) – S. 92: Herder. Aus: Anthologie aus Herder. Th. 1. Hildburghausen o. J. (Meyer's Groschen-Bibliothek der Deutschen Classiker. Bdch. 22), Frontispiz. – S. 106: Abschied der Extrapost am Schlagbaum. Schattenriss aus: Frauen der Goethezeit in ihren Briefen. Hg. von Günter Jäckel. Berlin o.J., S. 517.

Impressum

Die *Vossischen Nachrichten – Mitteilungen der Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft* erscheinen in loser Folge. Herausgeberin: Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft e.V., c/o Eutiner Landesbibliothek, Schlossplatz 4, D-23701 Eutin. Internet: www.voss-gesellschaft.de – E-Mail: info@voss-gesellschaft.de – Redaktion: Frank Baudach, Silke Gehring, Martin Grieger – ISSN 1436-8684 – Preis des vorliegenden Heftes: 10 €. Der Bezug ist für Mitglieder der Voß-Gesellschaft und Bibliotheken kostenlos.

Der Sklave.

Das heischere Geschrey nach Freyheit... macht auf alle Menschen, die ihren Kohl in Frieden bauen, und wenig auf die Regierung acht geben, worunter sie ihn bauen, einen höchst widrigen Effekt.
Wieland

Bey meinem lieben Topf voll Reiß
Verschmaus' ich, Sklav des großen Deys,
Der Freyheit Last und Kummer.
Von Ketten lieblich eingeklirrt,
Schlaf' ich, bis früh die Peitsche schwirrt,
Der Arbeit süssen Schlummer.

Zwar schnaubt mein Dey: Du Christenhund!
Und geisselt mir den Rücken wund,
Und sieht aus wie der Teufel:
Doch jeder hat so seinen Tick,
Und ich verwette mein Genick,
Gut meint ers ohne Zweifel.

Wenn ihr nur seinen Tick nicht reizt,
Und ihm so vor der Nase kreuzt,
Malthesische Verschwörer!
Der Christen Freyheit rächet ihr?
Bey Machmuds Bart! das fühlen wir!
Ihr seyd nur Friedensstörer!

Quecksilber hat der Narr im Kopf,
Der nicht mit Lust bey deinem Topf,
Korsarenvater, bleibet!
Du bist ja Herr, und wir sind Knecht!
Das wollte Gott und Völkerrecht!
Ein Meuter, wer sich streubet!

Das Vaterland? Was Vaterland!
Der Topf, der Topf ist Vaterland!
Das übrige sind Frazen!
Da sollt' ich mich dem wilden Meer
Und Sturm vertraun, und hinterher
Um Brod die Ohren krazen!

Bey meinem lieben Topf voll Reiß
Genieß ich, Sklav des großen Deys,
Hans Ohnesorgens Freuden!
Und wenn ich einst bey Laune bin,
So geh' ich zu dem Mufti hin,
Und lasse mich beschneiden!

Johann Heinrich Voß: Der Sklave. In: Musenalmanach für 1777. Hamburg [1776], S. 81f. (später um eine Strophe erweitert unter dem Titel *Der zufriedene Sklave* in: Sämtliche Gedichte. Königsberg 1802, Th. 4, S. 52-54). Das Eingangszitat stammt aus der Rezension des Vossischen Musenalmanachs 1776 in Wielands Teutschem Merkur 1777/1, S. 85-89. Diese stammt allerdings nicht von Wieland, sondern von Johann Heinrich Merck. Vgl. Merck: Gesammelte Schriften. Hg. von Ulrike Leuschner. Bd. 3. Göttingen 2012, S. 31-34 u. 214-218.